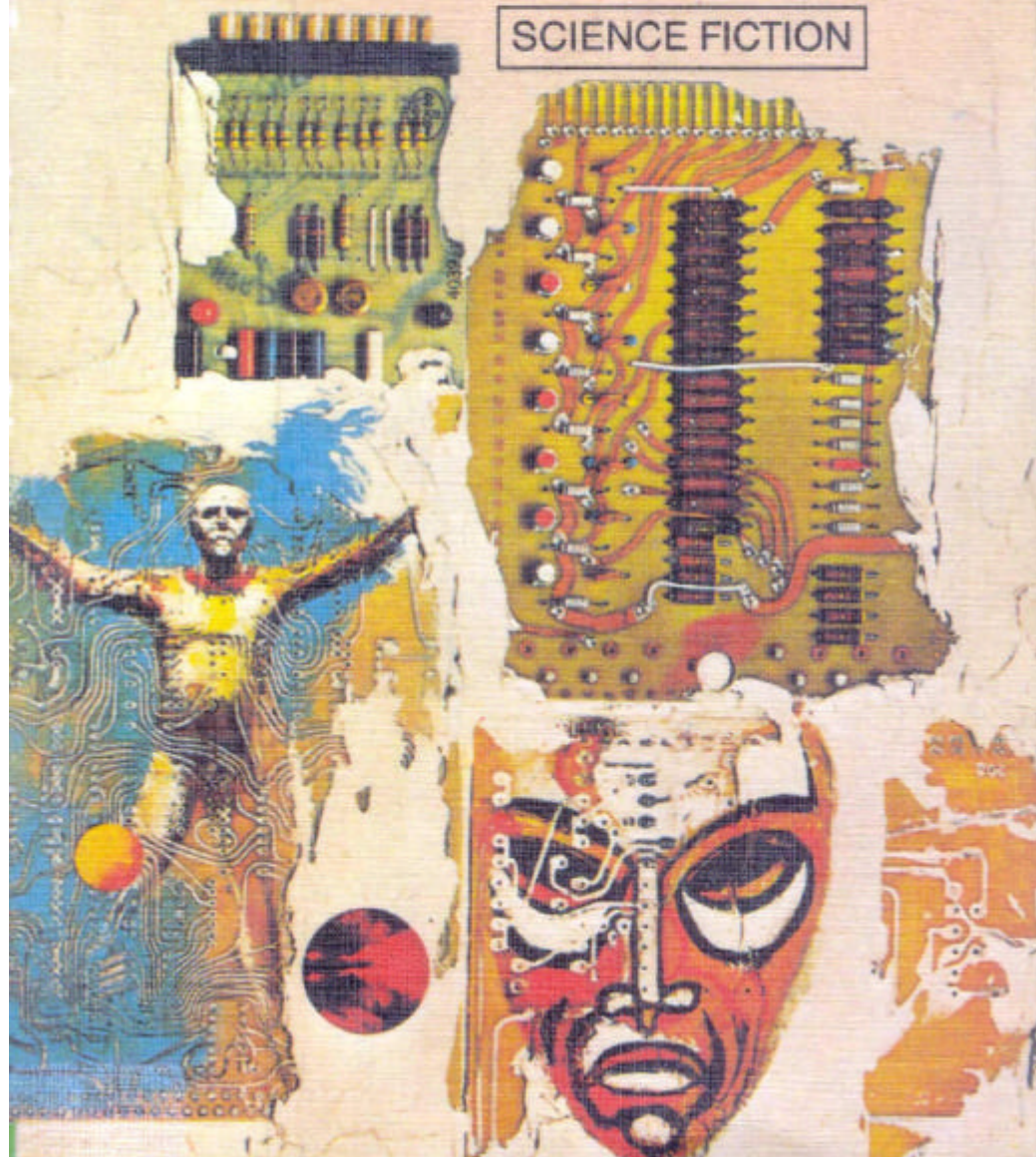


HEYNE  
BÜCHER

ROBERT A. HEINLEIN

# Entführung in die Zukunft

SCIENCE FICTION





SCIENCE FICTION  
Herausgegeben von Wolfgang Jeschke

Vom selben Autor erschienen in den Heyne-Büchern die Science Fiction-Romane  
Weltraummollusken erobern die Erde • Band 3043  
Ein Doppelleben im Kosmos • Band 3049  
Bewohner der Milchstraße • Band 3054  
Die Reise der Zukunft • Band 3087  
Revolte auf Luna • Band 3132/3133  
Ein Mann in einer fremden Welt • Band 3170/71/72  
Die Straße des Ruhms • Band 3179/3180  
Farmer im AU • Band 3184/3185  
Die Zeit der Hexenmeister • Band 3220  
Die Entführung in die Zukunft • Band 3229  
Die sechste Kolonne • Band 3243  
Unternehmen Alptraum • Band 3251  
Utopia 2300 • Band 3262  
Der Mann, der den Mond verkaufte • Band 3270  
Welten • Band 3277  
Nächste Station: Morgen • Band 3285  
Das geschenkte Leben • Band 3358  
Die Leben des Lazarus Lang • Band 3481  
Der Rote Planet • Band 3698

ROBERT A. HEINLEIN

# ENTFÜHRUNG IN DIE ZUKUNFT

Science Fiction-Stories  
Neuausgabe

Scan by

**Hirsel3D**

[Hirsel3d@gmx.net](mailto:Hirsel3d@gmx.net)

09.April.2002

(Finereader 5.0 Pro – HP Scanjet 4400C)

Korrektur by

**Vlad**

**E-Book – Version 1.0**



WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 3229  
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
THE UNPLEASANT PROFESSION  
OF JONATHAN HOAG

Deutsche Übersetzung von Wulf Bergner

Redaktion: Wolfgang Jeschke  
3. Auflage

Copyright © 1959 by Robert A. Heinlein  
Printed in Germany 1980

Umschlag: Atelier Heinrichs & Bachmann, München Gesamtherstellung: H.  
Mühlberger, Augsburg

# **Inhalt**

Die Söhne des Vogels  
(THE UNPLEASANT PROFESSION OF JONATHAN HOAG)

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10

Entführung in die Zukunft  
(ALL YOU ZOMBIES)

Sie  
(THEY)

Unsere schöne Stadt  
(OUR FAIR CITY)

Das 4-D-Haus  
(AND HE BUILT A CROOKED HOUSE)

# Die Söhne des Vogels

## 1

»Ist es Blut, Doktor?« Jonathan Hoag fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen und beugte sich vor, um zu sehen, was auf dem Zettel stand.

Dr. Potbury hielt den Zettel höher und betrachtete Hoag über seine Brille hinweg. »Haben Sie einen bestimmten Grund für die Annahme, unter Ihren Fingernägeln könnte Blut gewesen sein?«

»Nein. Das heißt ... Nein, ich bin ... Aber es ist Blut, ja?«

»Nein«, antwortete Potbury nachdrücklich. »Nein, es ist kein Blut.«

Hoag war wider Erwarten nicht erleichtert. In diesem Augenblick wurde ihm klar, daß er gehofft hatte, das braune Zeug unter seinen Fingernägeln sei angetrocknetes Blut und nichts Schlimmes. Er zögerte. Aber er mußte einfach fragen ... »Was war es, Doktor?«

Potbury sah ihn von oben bis unten an. »Sie haben mir eine bestimmte Frage gestellt. Ich habe sie beantwortet. Diese Masse ist kein Blut.«

»Aber ... Was soll das, Doktor? Zeigen Sie mir die Analyse.« Hoag wollte nach dem Zettel greifen.

Der Arzt zerriß das Papier, legte die Fetzen aufeinander und riß sie nochmals durch.

»He, was ...?«

»Suchen Sie sich einen anderen Arzt!« sagte Potbury. »Von Ihnen nehme ich kein Geld. Verschwinden Sie, und lassen Sie sich nicht wieder blicken!«

Hoag fand sich auf der Straße wieder, wo er auf eine Station der Hochbahn zuging. Er hatte noch immer weiche Knie von der Unhöflichkeit, wie manche Menschen vor Schlangen, großen Höhen oder kleinen Räumen Angst haben. Schlechte Manieren, von denen er nicht einmal betroffen zu sein brauchte, verursachten ihm körperliches Unbehagen.

In solchen Fällen konnte er nur fliehen, obwohl er dadurch selbst eine grobe Unhöflichkeit beging.

Er erreichte die Treppe, die zur Hochbahn hinauf führte, und zögerte. Eine Fahrt mit der Hochbahn war bestenfalls anstrengend; man wurde geschoben und gestoßen, die Leute waren manchmal schmutzig und benahmen sich oft schrecklich gewöhnlich. Hoag wußte, daß er dieser Strapaze jetzt nicht gewachsen war.

Er wandte sich plötzlich ab und prallte zurück, weil er einem Mann gegenüberstand, der eben die Treppe hinaufgehen wollte. Er wich ihm aus.

»Paß auf, wohin du gehst, Kumpel«, sagte der Mann und eilte die Treppe

hinauf.

»Entschuldigung«, murmelte Hoag, aber der andere hörte ihn nicht mehr.

Der Mann hatte grob, aber nicht unfreundlich gesprochen; dieser Zwischenfall hätte Hoag nicht aufregen dürfen, aber er tat es doch. Die Kleidung des anderen, seine ganze Erscheinung und sogar sein Geruch regten Hoag auf. Er wußte natürlich, daß alte Jeans und eine Lederjacke kein Verbrechen waren; er war sich im klaren darüber, daß Bartstoppen und ein schweißbedecktes Gesicht nur verrieten, daß der Mann eben von der Arbeit nach Hause eilte. Hoag vermutete in ihm einen Lastwagenfahrer, einen Mechaniker, einen jener zuverlässigen muskulösen Männer, die dafür sorgen, daß die Räder nicht stillstehen. Wahrscheinlich auch ein Ehemann, ein liebevoller Vater und ein guter Brotverdiener, dessen einzige Untugend seine Vorliebe für Bier oder Poker sein mochte.

Eigentlich war es geradezu kindisch, daß Hoag sich von solchen Äußerlichkeiten beeinflussen ließ. Aber wenn der Mann nach Rasierwasser geduftet statt nach Schweiß gerochen hätte, wäre dieses Zusammentreffen weniger widerlich gewesen.

Das sagte Hoag sich selbst. Er sagte sich auch, daß seine Reaktion unsinnig gewesen war. Aber konnte ein so grobes Gesicht wirklich Wärme und Empfindsamkeit verraten? Diese formlose Knollennase, diese Schweinsaugen?

Nun, er würde mit einem Taxi nach Hause fahren, um niemand ansehen zu müssen. Zum Glück sah er ganz in der Nähe einen Stand.

»Wohin?« Die Wagentür stand offen; die Stimme des Taxifahrers klang drängend.

Hoag sah ihn an, zögerte und bereute seinen Entschluß. Wieder dieses Tierische - ausdruckslose Augen und schlechte Haut mit Mitessern und großen Poren.

»Ah ... entschuldigen Sie. Ich habe etwas vergessen.« Hoag wandte sich rasch ab und blieb stehen, als zwei Arme seine Taille umfaßten. Ein kleiner Junge auf Rollschuhen war mit ihm zusammengeprallt. Hoag richtete sich auf und versuchte väterlich zu sprechen. »Nur langsam, junger Mann!« Er schob den Kleinen behutsam von sich fort.

»Maurice!« Die Stimme ließ Hoag zusammenzucken. Er sah die Frau, die so gekreischt hatte, aus der Tür eines Lebensmittelgeschäfts kommen. Sie riß den Jungen zu sich heran und holte gleichzeitig zu einer Ohrfeige aus. Hoag wollte sich für den Jungen verwenden, als er sah, daß die Frau ihn wütend anstarrte. Der Kleine sah oder spürte den Stimmungsumschwung seiner Mutter und trat nach Hoag.

Der Rollschuh traf sein Schienbein. Das tat weh. Hoag lief davon, um den Blick der Mutter nicht länger ertragen zu müssen; er war schon rot



geworden, als die große dicke Frau ihn anstarrte, als habe er ihren Sprößling mißhandelt. Er hinkte etwas, als er in eine Seitenstraße abbog. Aber auch dort war es nicht besser, denn Hoag sah sich ganzen Horden von Kindern gegenüber.

Dichter haben die Schönheit und Unschuld der Kindheit besungen. Aber sie hätten es nicht getan, wenn sie diese Kinder mit Hoags Augen gesehen hätten. Die kleinen Jungen erinnerten ihn an Ratten: gerissen, heimtückisch und grausam. Und die kleinen Mädchen waren nicht viel besser. In den Gesichtern der Acht- bis Neunjährigen stand bereits geschrieben, daß sie einmal böse Weiber werden würden: keifende Furien, die übelsten Klatsch verbreiteten. Ihre etwas älteren Schwestern waren damit beschäftigt, ihren neuen Sex zur Schau zu stellen - nicht für Hoag, sondern für die gleichaltrigen Zuhältertypen, die vor den Drugstores herumlungerten.

Selbst die Bälger in den Kinderwagen erschienen Hoag entsetzlich. Rotznäsiger und übelriechender, schmutziger und brüllender ...

Das kleine Hotel glich tausend anderen, erhob keinen Anspruch darauf, mehr als drittklassig zu sein, und hatte eine Leuchtschrift über dem Eingang: Hotel Manchester - Durchreisende & Dauergäste. Die Hotelhalle war lang, schmal und düster. Solche Hotels sieht man nur, wenn man nach ihnen sucht. In ihnen übernachteten Vertreter, die mit ihren Spesen sparsam sein müssen; in ihnen wohnen Junggesellen, die sich nichts Besseres leisten können. Der einzige Fahrstuhl ist ein mit Goldbronze verschönter Eisenkäfig. In der Halle stehen die Empfangstheke, zwei trübselige Topfpalmen und acht Ledersessel. Alleinstehende alte Männer hocken auf diesen Sesseln und leben in den Zimmern darüber. Gelegentlich wird einer von ihnen in seinem Zimmer erhängt aufgefunden.

Hoag wich in den Hoteleingang zurück, um einer Kinderhorde zu entgehen, die laut kreischend auf dem Trottoir vorbeizog.

»Suchen Sie jemand, Sir? Oder wünschen Sie ein Zimmer?«

Er drehte sich überrascht um. Ein Zimmer? Er sehnte sich nach seinem ordentlichen Apartment, aber im Augenblick erschien ihm ein Zimmer, in dem er die Tür hinter sich zumachen konnte, als höchst begehrenswert. »Ja, ich möchte ein Zimmer.«

Der Empfangschef schob ihm das Gästebuch hin. »Mit oder ohne? Fünf fünfzig mit, dreieinhalb ohne.«

»Mit.«

Der Mann griff erst nach dem Schlüssel, als Hoag bezahlt hatte. »Danke sehr. Bill! Mr. Hoag bekommt vierzwölf.«

Der einzige Page begleitete den Gast zum Aufzug, stellte fest, daß er einen teuren Mantel trug, und wunderte sich über das fehlende Gepäck. In 412 schob er das Fenster etwas hoch, machte Licht im Bad und blieb an der Tür

stehen.

»Suchen Sie jemand?« fragte er. »Kann ich Ihnen helfen?«

Hoag gab ihm ein Trinkgeld. »Gehen Sie!« stieß er hervor.

Der Page grinste nicht mehr. »Wie Sie wollen«, meinte er schulterzuckend.

Die Einrichtung des Zimmers bestand aus einem Doppelbett, einer Spiegelkommode, einem Stuhl und einem Sessel. Über dem Bett hing ein gerahmter Druck: »Das Kolosseum im Mondschein.« Aber die Tür ließ sich abschließen und zusätzlich verriegeln, und das Fenster führte nicht zur Straße hinaus. Hoag setzte sich in den Sessel, ohne auf die eine gebrochene Sprungfeder zu achten.

Er zog seine Handschuhe aus und starrte seine Fingernägel an. Sie waren sauber. Konnte alles nur eine Halluzination gewesen sein? War er nie bei Dr. Potbury gewesen? Wer an Gedächtnisschwund litt, konnte wohl auch Halluzinationen haben.

Aber Hoag wußte, daß das keine Halluzination gewesen war; er erinnerte sich zu lebhaft an den Vorfall. Oder vielleicht doch? Er bemühte sich, die Ereignisse zu rekonstruieren.

Heute war Mittwoch, sein freier Tag. Gestern war er wie gewöhnlich von der Arbeit nach Hause gekommen. Er hatte sich zum Abendessen umgezogen - etwas geistesabwesend, wie er sich jetzt erinnerte, weil er überlegt hatte, wo er essen sollte. In dem neuen italienischen Restaurant, das ihm die Robertsons empfohlen hatten? Oder lieber doch im Budapest?

Er hatte sich schon fast für die zweite Möglichkeit entschieden, als das Telefon klingelte. Mrs. Pomeroy Jameson, seine liebste Gastgeberin, war am Apparat gewesen - eine charmante Frau, deren Koch sich auf klare Suppen verstand, die nicht wie Spülwasser schmeckten. Sie hatte eine Lösung für Hoags Problem angeboten. »Ich habe im letzten Augenblick eine Absage bekommen und muß einen weiteren Mann einladen. Sind Sie frei? Könnten Sie mir helfen? Lieber Mr. Hoag!«

Er hatte gern zugestimmt und war sich keineswegs als Lückenbüßer vorgekommen. Schließlich kann man nicht erwarten, zu jedem kleinen Essen eingeladen zu werden. Hoag freute sich, daß Mrs. Jameson das Gefühl hatte, er passe zu den übrigen Gästen, obwohl sie ihn ursprünglich nicht eingeplant hatte.

Diese Gedanken waren ihm durch den Kopf gegangen, als er sich rasch umzog. Vielleicht hatte er in der Eile vergessen, sich die Nägel zu bürsten. So mußte es gewesen sein. Unterwegs hatte er sich die Nägel bestimmt nicht schmutzig gemacht. Schließlich trug er stets Handschuhe.

Mrs. Jamesons Schwägerin - eine Frau, um die Hoag sonst einen weiten Bogen machte! - hatte ihn auf seine Fingernägel aufmerksam gemacht. Sie hatte behauptet, man sehe jedem Mann seinen Beruf an. »Zum Beispiel

mein Mann - ist er nicht ein typischer Anwalt? Und Sie, Dr. Fitts - die betuliche Art wie am Krankenbett!«

»Doch hoffentlich nicht auch beim Abendessen?«

»Sie können Ihre Art nicht verleugnen.«

»Aber das ist kein Beweis, meine Liebe. Schließlich kennen Sie unsere Berufe.«

Daraufhin hatte diese unmögliche Frau sich umgesehen und ihn angestarrt.

»Mr. Hoag kann mich auf die Probe stellen. Ich weiß nicht, was er von Beruf ist. Das weiß keiner von uns.«

»Ja, ja, schon gut, Julia«, hatte Mrs. Jameson eingeworfen. »Deine psychologischen Experimente sind interessant, aber ...«

Der Mann links neben ihr - Dudkins oder Snuggins oder Stubbins - hatte sie gefragt: »Welchen Beruf hat Mr. Hoag überhaupt?«

»Das ist ein Geheimnis. Er spricht nie davon.«

»Verstehen Sie mich bitte nicht falsch«, hatte er gebeten. »Ich finde nur, daß ...«

»Sagen Sie mir nicht, was Sie sind!« hatte die unmögliche Frau ihm befohlen. »Ich werde es gleich wissen. Ich kann Sie mir mit einer Aktentasche vorstellen. Sie könnten Finanzmakler sein. Oder Kunsthändler oder Büchersammler. Vielleicht auch Schriftsteller. Zeigen Sie mir Ihre Hände.«

Hoag hatte gehorsam die Hände auf den Tisch gelegt. Mrs. Jamesons Schwägerin hatte triumphierend ausgerufen: »Ich weiß, was Sie sind! Sie sind Chemiker.«

Alle hatten seine Hände angestarrt. Alle hatten die Trauerränder unter seinen Nägeln gesehen. Julias Mann hatte schließlich das allgemeine Schweigen durchbrochen. »Unsinn! Fingernägel können von verschiedenen Beschäftigungen fleckig werden. Vielleicht ist Hoag Liebhaberfotograf oder Stahlstecher. Deine Behauptung steht auf sehr schwachen Füßen.«

»Da merkt man, daß du Anwalt bist! Ich weiß, daß ich recht habe.

»Stimmt's, Mr. Hoag?«

Er hatte sprachlos seine Hände angestarrt. Schmutzige Fingernägel wären schlimm genug gewesen, wenn er gewußt hätte, wovon sie schmutzig waren. Von der Arbeit? Offenbar - aber was arbeitete er tagsüber?

Er wußte es nicht.

»Ich habe doch recht gehabt, Mr. Hoag?«

Er hatte langsam den Kopf gehoben und mit schwacher Stimme gesagt:

»Entschuldigen Sie mich bitte.« Dann war er auf die Toilette geflohen und hatte sich dort die Nägel mit seinem Taschenmesser gereinigt. Etwas von der rotbraunen Masse war an seinem Messer geblieben; er hatte das Zeug in ein Stück Toilettenpapier gewischt und in die Westentasche gesteckt. Dann

hatte er sich gründlich die Hände gewaschen.

Er wußte nicht mehr, wann er auf den Gedanken verfallen war, das Zeug könne menschliches Blut sein.

Er hatte es geschafft, Hut, Mantel, Handschuhe und Stock ohne die Hilfe des Dienstmädchens zu finden. Dann war er aus dem Haus geflohen.

Als er jetzt in seinem schäbigen Hotelzimmer darüber nachdachte, war er davon überzeugt, daß seine ursprünglichen Befürchtungen nur eine Reaktion auf den Anblick der rotbraunen Masse unter seinen Fingernägeln gewesen waren. Erst dann wurde ihm klar, daß er nicht wußte, woher sie stammen konnte und wo er diesen Tag oder den Tag zuvor oder alle anderen Tage zuvor verbracht hatte. Er wußte nicht, welchen Beruf er hatte.

Das war lächerlich, aber es war auch sehr erschreckend.

Hoag verzichtete auf das Abendessen, um seinen ruhigen Zufluchtsort nicht verlassen zu müssen. Gegen zehn Uhr nahm er ein heißes Bad, das ihn etwas beruhigte. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er seinen geheimnisvollen Beruf jedenfalls nicht weiterhin ausüben konnte, wenn er sich nicht an ihn erinnerte. Folglich brauchte er nicht zu fürchten, wieder dieses Zeug unter seinen Fingernägeln vorzufinden.

Er ging früh schlafen und blieb trotz des fremden Bettes nicht lange wach.

Ein Alptraum ließ Hoag aufschrecken, und er sah, daß er zur gleichen Zeit wie üblich aufgewacht war; er klingelte und bestellte ein Frühstück.

Als es serviert wurde, war Hoag bereits angezogen und hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Er rührte das Frühstück kaum an und verließ wenig später das Hotel.

In seinem Apartment legte er Hut, Mantel und Handschuhe ab und ging wie gewöhnlich sofort ins Bad. Er hatte sich bereits die Nägel der linken Hand geschrubbt und begann eben mit den rechten, als ihm auffiel, was er tat.

Die Nägel seiner linken Hand waren weiß und sauber; die seiner Rechten dunkel und schmutzig. Hoag beherrschte sich mühsam, sah auf seine Uhr und verglich sie mit der elektrischen Uhr im Schlafzimmer. Es war zehn nach sechs - um diese Zeit kam er gewöhnlich abends nach Hause.

Er konnte sich vielleicht nicht an seinen Beruf erinnern; sein Beruf hatte ihn offenbar nicht vergessen.

## 2

Die Firma Randall & Craig, Vertrauliche Ermittlungen, war nachts telefonisch in einem Apartment zu erreichen. Das war praktisch, weil Randall und Craig verheiratet waren. Craig hatte eben abgewaschen und überlegte, ob sie den Hauptvorschlagsband des Bücherklubs behalten sollte, als das Telefon klingelte. Sie griff nach dem Hörer.

»Ja?« sagte sie.

Randall, der eben mit Wurf Pfeilen Zielübungen auf eine leicht bekleidete Illustriertenschönheit machte, die er an der Tür befestigt hatte, warf nicht weiter, sondern hörte zu.

»Ja«, wiederholte seine Frau.

»Kannst du nicht nein sagen?« erkundigte er sich.

Sie bedeckte die Sprechmuschel mit der Hand. »Halt die Klappe und gib mir einen Bleistift!« Sie stenografierte etwas auf ihren Block. »Mister Randall ist um diese Zeit eigentlich nicht zu sprechen«, fuhr sie dann fort. »Mister Craig? Nein, ich weiß bestimmt, daß Mister Craig Ihnen nicht helfen könnte. Augenblick, ich muß erst fragen.«

Randall warf zum letzten mal. Der Pfeil blieb im Türrahmen stecken. »Ja?«

»Ein gewisser Jonathan Hoag möchte dich noch heute abend sprechen. Angeblich kann er dich tagsüber nicht aufsuchen. Er scheint selbst nicht recht zu wissen, was er von dir will.«

»Gentleman oder Spinner?«

»Gentleman.«

»Geld?«

»Anscheinend. Er hat nicht nach dem Honorar gefragt. Sprich lieber mit ihm, Teddy. Wir haben bald den fünfzehnten April.«

»Okay, gib her.«

Seine Frau winkte ab. »Ich habe Mister Randall ausfindig gemacht«, erklärte sie Hoag. »Einen Augenblick, bitte. Er ist gleich am Apparat.« Sie zählte langsam bis zwanzig, bevor sie hinzufügte: »Jetzt ist er da, Mr. Hoag.« Dann übergab sie den Hörer ihrem Mann.

»Hier ist Edward Randall. Was gibt's, Mr. Hoag? ... Oh. Mir wäre es lieber, wenn Sie zu mir ins Büro kämen ... Aber ich warne Sie, mein Honorar steigt, wenn die Sonne sinkt ... Hmm, ich wollte eben nach Hause fahren. Ich habe meine Frau schon angerufen. Sie wartet auf mich. Aber wenn Sie in zwanzig Minuten ... Augenblick, ich gebe Ihnen gleich die Adresse an ...« Er legte auf.

»Was bin ich diesmal? Ehefrau, Partnerin oder Sekretärin?«

»Was schlägst du vor? Du hast doch mit ihm gesprochen.«

»Ehefrau. Seine Stimme klingt prude.«

»Okay.«

»Ich ziehe mir noch ein Kleid an - und du sammelst dein Spielzeug ein, verstanden?« Während Randall wortlos mit seinen Wurf Pfeilen im Schlafzimmer verschwand, stellte sie eine Lampe um, so daß der Besuchersessel gut beleuchtet wurde.

»Guten Abend, Sir. Mister Hoag, Liebling. Mister Hoag ... Mrs. Randall.«

»Guten Abend, Madame.«

Randall half ihm aus dem Mantel und stellte dabei fest, daß Hoag unbewaffnet war - oder daß er seine Pistole weder an Schulter noch Hüfte trug.

»Nehmen Sie doch bitte Platz, Mr. Hoag. Zigarette?«

»Nein, danke.«

Randall setzte sich ihm schweigend gegenüber und betrachtete ihn unauffällig. Eleganter Anzug, Seidenkrawatte, Maßschuhe. Das beeinflusste natürlich die Höhe des Honorars. Der kleine Mann war sichtlich nervös. Wahrscheinlich war ihm die Anwesenheit einer Frau peinlich.

»Meine Frau braucht Sie nicht zu stören«, erklärte Randall. »Ich habe keine Geheimnisse vor ihr.«

»Oh ... ja, selbstverständlich.« Er verbeugte sich im Sitzen. »Ich freue mich über Mrs. Randalls Anwesenheit.« Aber er sagte nicht, was ihn bedrückte.

»Sie wollten mich sprechen, Mister Hoag?« fragte Randall schließlich.

»Ja, gewiß. Ich ... das heißt ... Mister Randall, die ganze Sache ist lächerlich.«

»Das sind viele Dinge. Worum handelt es sich. Haben Sie Schwierigkeiten wegen einer Frau? Werden Sie erpreßt?«

»O nein! So einfach ist die Sache nicht, fürchte ich.« Er zögerte. »Ich habe Angst.«

»Wovor?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Hoag rasch. »Das sollen Sie herausbekommen.«

»Augenblick, Mr. Hoag«, warf Randall ein. »Sie haben Angst und wollen, daß ich den Grund dafür herausbekomme. Ich bin aber kein Psychoanalytiker; ich bin Privatdetektiv. Was kann ich als Detektiv für Sie tun?«

Hoag machte ein unglückliches Gesicht. »Sie sollen herausbekommen, was ich tagsüber tue.«

»Ich soll feststellen, was Sie tagsüber tun?« wiederholte Randall erstaunt.

»Können Sie mir das nicht einfach erzählen?«

»Nein!« »Warum nicht?«

»Weil ich es nicht weiß.«

Randall starrte ihn an. »Ratespiele kosten das doppelte Honorar, Mister Hoag. Ihre Weigerung, mir zu sagen, was Sie tagsüber tun, beweist einen Mangel an Vertrauen, der mir meine Aufgabe sehr erschwert. Erklären Sie mir also, was Sie tagsüber tun - und welcher Zusammenhang zwischen dieser Tätigkeit und Ihrem Fall besteht.«

Mr. Hoag erhob sich. »Ich hätte mir denken können, daß Sie mich nicht verstehen würden«, murmelte er. »Entschuldigen Sie die Störung. Ich ...«

»Augenblick, Mr. Hoag«, warf Cynthia Randall ein, die bisher geschwiegen hatte. »Soll das heißen, daß Sie wirklich nicht wissen, was Sie tagsüber tun?«

»Ja«, antwortete er dankbar. »Ja, das stimmt.« »Und wir sollen es für Sie feststellen? Indem wir Sie beschatten und Ihnen dann mitteilen, wo Sie gewesen sind?« Hoag nickte nachdrücklich. »Ja, das wollte ich sagen.« Randall sah die beiden an. »Sie wissen also tatsächlich nicht, was Sie tagsüber tun?« fragte er den kleinen Mann. »Wie lange dauert das schon?«

»Ich ... das weiß ich nicht.« »Was wissen Sie überhaupt?«

Hoag brachte es fertig, ihnen seine Geschichte zu erzählen. Seine Erinnerungen reichten nur etwa fünf Jahre zurück - bis zu einem Aufenthalt in dem Privatsanatorium St. George in Dubuque. Er hatte sich nach einem Gedächtnisverlust gut erholt. Die Klinikverwaltung hatte ihm einen Job verschafft.

»Welchen Job?«

Das wußte Hoag nicht. Wahrscheinlich hatte er noch immer den gleichen. Dr. Rennault hatte ihm eindringlich geraten, in seiner Freizeit nicht über die Arbeit nachzudenken - dadurch sei schon der erste Anfall verursacht worden. Er solle sich vielmehr mit angenehmen Dingen beschäftigen.

»Hmm, das scheint Ihnen ja sehr gut gelungen zu sein«, meinte Randall.

»Sind Sie während Ihrer Behandlung hypnotisiert worden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Ich nehme es an. Was hältst du davon, Cyn. Habe ich recht? Eine posthypnotische Suggestion?«

Sie nickte.

»Ich verstehe nur etwas nicht, Mr. Hoag«, fuhr Randall fort. »Sie leben fünf Jahre glücklich und zufrieden, ohne zu wissen, wo und was Sie arbeiten. Und jetzt wollen Sie es plötzlich erfahren. Warum?«

Hoag schilderte ihm sein Erlebnis beim Abendessen, sprach von der rotbraunen Masse unter seinen Nägeln und beschrieb die Reaktion des Arztes. »Ich habe Angst«, gab er zu. »Ich dachte, es sei Blut. Und nun fürchte ich, daß es etwas Schlimmeres ist. Deshalb sollen Sie mich beobachten und herausbekommen, was ich tue.«

Randall wollte ablehnen, aber seine Frau warf ein: »Wir können Ihnen

bestimmt helfen, Mr. Hoag. Vielleicht brauchen Sie einen Psychiater ...«

»Oh, nein!«

»... aber wenn Sie beschattet werden wollen, können wir das tun.«

»Das gefällt mir nicht«, murmelte Randall. »Er braucht einen Arzt, keinen Privatdetektiv.«

Hoag griff in die Tasche. »Ich bin nicht kleinlich.« Er zählte Scheine ab.

»Ich habe nur fünfhundert bei mir«, meinte er ängstlich. »Genügt das?«

»Selbstverständlich«, antwortete sie.

»Als Anzahlung«, fügte Randall hinzu. Er steckte das Geld ein. »Woher bekommen Sie übrigens Geld, wenn Sie sich an keine Arbeit erinnern können?«

»Och, ich bekomme jeden Samstag zweihundertfünfzig Dollar«, erklärte Hoag ihm.

Als der Besucher gegangen war, gab Randall seiner Frau das Geld.

»Wunderschöne Scheinchen«, murmelte sie und strich sie glatt. »Teddy, warum hast du vorhin fast abgelehnt?«

»Ich wollte nur den Preis hochtreiben.«

»Das habe ich mir gedacht - aber du hast deine Rolle fast zu gut gespielt.«

»Keineswegs! Ich wußte doch, daß du ihn nicht weglassen würdest, solange er noch Geld in der Tasche hatte.«

Sie nickte lächelnd. »Wir haben soviel gemeinsam, Teddy. Wir mögen beide Geld. Glaubst du ihm seine Story?«

»Kein Wort davon!«

»Ich auch nicht. Er ist ein widerlicher kleiner Kerl. Ich möchte nur wissen, was er vorhat.«

»Das bekomme ich noch heraus.«

»Willst du ihn etwa selbst beschatten?«

»Warum nicht? Soll ich einem ehemaligen Polypen zwanzig Dollar pro Tag zahlen, damit er dann Murks macht?«

»Diese Sache gefällt mir nicht, Teddy«, murmelte sie. »Der kleine Mann ist irgendwie böse.« Sie ging hinaus, um das Geld im Schlafzimmer zu verstecken.

Als sie zurückkam, kniete er vor dem Sessel, in dem Hoag gesessen hatte, und bestäubte die hölzernen Armlehnen. »Cynthia ...«

»Ja, Schlaukopf?«

»Du hast den Sessel nicht mehr angefaßt?«

»Natürlich nicht. Ich habe nur die Lehnen abgewischt, bevor er gekommen ist.«

»Dann sieh dir das an!«

»Sie betrachtete die polierten Armlehnen, die mit einer dünnen grauen Staubschicht bedeckt waren, in der sich keine Fingerabdrücke abzeichneten.



»Er hat sie anscheinend gar nicht berührt ... Doch, das hat er! Ich habe es selbst gesehen. Er hat die Lehnen mit beiden Händen umklammert.«

»Vielleicht Kollodium?«

»Unsinn! Das müßte man doch sehen. Du hast ihm die Hand gegeben. Hatte er Kollodium an den Händen?«

»Nein, das hätte ich gemerkt. Der Mann ohne Fingerabdrücke, was? Wahrscheinlich war er nur ein Gespenst.«

»Gespenster zahlen nicht bar, um sich beschatten zu lassen!«

»Nein, das tun sie nicht, soviel ich weiß«, stimmte Randall zu. Er stand auf, ging ans Telefon und wählte die Auskunft. »Ich brauche eine Nummer in Dubuque, äh ...« Er hielt eine Hand über die Sprechmuschel. »He, Liebling, in welchem Staat liegt Dubuque überhaupt?«

Eine Dreiviertelstunde und mehrere Telefongespräche später knallte er den Hörer auf die Gabel. »Das ist doch die Höhe! In Dubuque gibt es kein Privatsanatorium St. George. Und keinen Dr. Rennault.«

### 3

»Da ist er!« Cynthia Randall stieß ihren Mann an.

Er hielt sich weiter die Tribune vor die Nase, als lese er sie. »Ich sehe ihn«, antwortete er. »Immer mit der Ruhe! Man könnte glauben, du hättest noch nie einen Mann beschattet.«

»Sei vorsichtig, Teddy.«

»Das bin ich immer.« Er beobachtete Jonathan Hoag, der das luxuriöse Apartmenthaus verließ, in dem er wohnte. Es war genau sieben Minuten vor neun Uhr morgens. Randall stand auf, ließ seine Zeitung auf der Bank an der Bushaltestelle zurück und folgte Hoag in einiger Entfernung. Der kleine Mann schien es nicht eilig zu haben; er blieb auf der anderen Straßenseite und machte es seinem Verfolger leicht.

Cynthia wartete auf der Bank, bis ihr Mann fast die nächste Querstraße erreicht hatte, bevor sie aufstand, um ihm zu folgen.

Hoag stieg an der zweiten Ecke in einen Bus. Randall nützte ein Rotlicht aus, vor dem der Bus halten mußte, überquerte die Straße bei Rot und erwischte den Bus gerade noch. Hoag saß auf dem Oberdeck; Randall blieb unten sitzen.

Cynthia erreichte den Bus nicht mehr, aber sie sah noch seine Nummer. Sie hielt das erste vorbeifahrende Taxi an und erklärte dem Chauffeur, welchen Bus er einholen müsse. Der Bus kam erst nach der zwölften Straße in Sicht; drei Straßen später hielt das Taxi an einer Ampel neben ihm. Cynthia stellte zufrieden fest, daß ihr Mann in diesem Bus saß. Mehr brauchte sie nicht zu

wissen.

Als sie die beiden Männer aussteigen sah, ließ sie den Fahrer halten. Das Taxi parkte jedoch so am Straßenrand, daß Hoag und ihr Mann daran vorbeigehen mußten. Cynthia wollte nicht gleich aussteigen und ließ sich deshalb Zeit mit dem Bezahlen. Ihr fiel auf, daß der Fahrer sie neugierig anstarrte.

»Sind Sie hinter Frauen her?« fragte sie ihn plötzlich.

»Nein, Madame. Ich bin Familienvater.«

»Mein Mann tut es«, behauptete sie scheinbar verbittert. »Da!« Sie gab ihm noch einen Quarter.

Hoag und Randall waren inzwischen einige Meter voraus. Cynthia blieb vor einem Schaufenster stehen. Zu ihrer Überraschung sah sie, daß Hoag ihren Mann ansprach. Seine Stimme war aus dieser Entfernung nicht zu hören.

Cynthia zögerte, sich ihnen anzuschließen. Dieses Bild stimmte irgendwie nicht - aber ihr Mann schien unbesorgt zu sein. Er hörte Hoag ruhig zu und betrat mit ihm das Gebäude, vor dem sie gestanden hatten.

Sie folgte ihnen. Das Foyer des Gebäudes war um diese Zeit sehr belebt. Alle sechs Aufzüge waren in Betrieb. Nr. 2 hatte eben die Tür geschlossen; Nr. 3 lud Fahrgäste ein. Hoag und ihr Mann waren nicht in Nr. 3, deshalb blieb Cynthia am Zigarrenstand stehen und sah sich rasch um.

Die beiden waren nicht im Foyer. Sie waren auch nicht in dem anschließenden Frisiersalon. Vermutlich hatten sie gerade noch Nr. 2 erwischt. Cynthia hatte die Anzeige für Nr. 2 verfolgt, aber das half wenig, denn der Aufzug hielt in fast jedem Stockwerk.

Nr. 2 kam wieder herunter. Cynthia stieg von anderen Fahrgästen umringt ein. Sie gab keinen Stock an, sondern wartete, bis sie allein übrigblieb.

Der Fahrstuhlführer zog die Augenbrauen hoch. »Wohin?«

Sie zeigte ihm einen Dollarschein. »Ich möchte mit Ihnen sprechen.«

Er schloß die Tür. »Aber schnell!« drängte er mit einem Blick auf die Rufsignale.

»Vorhin sind zwei Männer mitgefahren.« Cynthia beschrieb sie ihm rasch.

»Wo sind sie ausgestiegen?«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Bei diesem Betrieb!«

Sie hielt zwei Dollar hoch. »Denken Sie nach! Die beiden sind wahrscheinlich zuletzt eingestiegen. Ich vermute, daß der Kleinere das Fahrziel angegeben hat.«

Er schüttelte wieder den Kopf. »Das kann ich Ihnen nicht einmal für einen Zehner sagen. Bei so viel Betrieb könnten Lady Godiva und ihr Pferd mitfahren, ohne daß ich etwas merke. Wohin wollen Sie jetzt?«

»Hinunter.« Sie gab ihm einen Dollar. »Danke für Ihre Mühe.«

Er nahm den Geldschein, zuckte mit den Schultern und steckte ihn ein.

Cynthia blieb nichts anderes übrig, als im Foyer zu warten. Sie ärgerte sich, weil sie sich mit diesem uralten Trick hatte hereinlegen lassen. Wahrscheinlich waren die beiden längst nicht mehr in diesem Gebäude, und Teddy fragte sich vielleicht schon, wo sie steckte, weil er sie brauchte.

Sie kaufte sich eine Flasche Pepsi-Cola am Zigarrenstand und trank sie langsam aus. Als sie sich eben fragte, ob sie noch eine vertragen konnte, um nicht aufzufallen, tauchte Randall auf.

Cynthia merkte erst bei seinem Anblick, daß sie Angst um ihn gehabt hatte. Aber sie fiel trotzdem nicht aus der Rolle, sondern kehrte ihm den Rücken zu, weil sie wußte, daß er sie auch von hinten erkennen würde.

Er sprach sie nicht an, deshalb folgte sie ihm ininigem Abstand. Hoag war nirgends zu sehen. War er unerkannt an ihr vorbei geschlüpft?

Randall ging an einem Taxistand vorbei und stieg in den nächsten Bus, der neben ihm hielt. Sie folgte ihm hinter zwei anderen Fahrgästen. Der Bus fuhr ab. Hoag war jedenfalls nicht an Bord, deshalb setzte Cynthia sich neben ihren Mann.

»Cyn!« sagte er überrascht. »Ich dachte, wir hätten dich abgehängt.«

»Das hättet ihr fast!« gab sie zu. »Was wird also gespielt?«

»Das erzähle ich dir im Büro.«

Cynthia hatte keine Lust, so lange zu warten. Ihr blieb jedoch nichts anderes übrig. Randall schloß die Bürotür auf und ging sofort ans Telefon, um den Antwortdienst zu fragen, ob für ihn angerufen worden sei. Dann legte er den Hörer auf.

»Die fünfhundert Eier waren leicht verdientes Geld, Liebling«, erklärte er seiner Frau.

»Weißt du, was Hoag arbeitet?«

»Natürlich!«

»Was denn?«

»Dreimal darfst du raten, Kleine.«

»Willst du einen Schlag auf die Nase?«

»Langsam! Die Sache ist ganz einfach. Er arbeitet für einen Juwelier - er poliert Steine. Das rote Zeug unter seinen Fingernägeln ist eine Putzpaste. Und damit haben wir fünf Hunderter verdient!«

»Hmm. Das erklärt einiges. Er arbeitet irgendwo im Acme Building?«

»Zimmer eintausenddreihundertundzehn. Oder vielmehr Suite eintausenddreihundertundzehn. Warum bist du nicht nachgekommen?«

Cynthia zögerte, weil sie ihre Ungeschicklichkeit nicht zugeben wollte. »Als Hoag dich angesprochen hat, bin ich unsicher geworden. Ich habe euren Aufzug verpaßt.«

»Aha. Wir ... he, was hast du eben gesagt? Hoag soll mich angesprochen haben?«

»Ja, natürlich.«

»Unsinn! Er hat nicht mit mir gesprochen. Er hat mich nicht einmal gesehen! Wovon redest du eigentlich?«

»Wovon ich rede? Wovon redest du überhaupt? Bevor ihr im Acme Building verschwunden seid, ist Hoag stehengeblieben und hat dich angesprochen. Das hat mich eben so verblüfft! Dann seid ihr praktisch Arm in Arm ins Foyer gegangen.« Als Randall sie anstarrte, fügte sie zu: »Du brauchst gar nicht so zu glotzen! Das ist wirklich passiert.«

»Hör dir an, was ich erlebt habe, Cyn. Ich habe ihn aus dem Bus ins Foyer verfolgt. Dort war es ganz einfach, in die gleiche Aufzugkabine zu kommen. Als Hoag ausstieg, habe ich dem Fahrstuhlführer noch eine dumme Frage gestellt, um Zeit zu gewinnen. Dann bin ich um die erste Ecke gebogen und habe Hoag in eintausenddreihundertundzehn verschwinden gesehen. Er hat mich nicht angesprochen und nicht gesehen. Das kann ich beschwören.«

»Weiter!« Cynthia war blaß geworden.

»In eintausenddreihundertundzehn hat man rechts eine lange Glaswand vor sich, hinter der Goldschmiede arbeiten. Man kann sie also beobachten. Als ich hinkam, hatte Hoag bereits einen weißen Kittel angezogen und eine Uhrmacherlupe ins Auge geklemmt. Ich bin an seinem Platz vorbeigegangen - er hat nicht einmal aufgesehen - und habe an der Theke den Geschäftsführer verlangt. Ein kleiner vogelähnlicher Kerl taucht auf, und ich erkundige mich, ob bei ihm ein Jonathan Hoag arbeitet. Er antwortet ja und will wissen, ob ich ihn sprechen will. Als ich dankend ablehne und etwas von einer Versicherungsgesellschaft murmele, wird er neugierig, und ich muß ihm erklären, daß es um eine abzuschließende Lebensversicherung geht. Ich frage ihn, wie lange Hoag schon dort arbeitet, und höre, daß die Firma ihn seit fünf Jahren beschäftigt und sehr mit ihm zufrieden ist.«

Randall machte eine bedeutungsvolle Pause. »Ich bin beim Hinausgehen vor Hoags Platz stehengeblieben. Er hat kurz aufgesehen und dann wieder den Kopf gesenkt. Ich hätte bestimmt gemerkt, wenn er mich erkannt hätte. Ein typischer Fall von Schizophrenie, wenn du mich fragst.«

»Hör zu, Teddy ...«

»Ja?«

»Du hast mit ihm gesprochen. Ich habe euch beobachtet.«

»Langsam, Kleine! Du mußt uns verwechselt haben. Wie weit warst du von uns weg?«

»Nicht so weit. Ich habe nur zwei Läden weit von euch entfernt gestanden. Du warst am Zeitungskiosk und hättest mich sehen müssen. Hoag hat mir den Rücken zugekehrt, aber ich habe ihn erkannt, als ihr gemeinsam ins Acme Building gegangen seid.«

Randall schüttelte den Kopf. »Ich habe nicht mit ihm gesprochen. Und ich

bin nicht mit ihm hineingegangen; ich bin ihm gefolgt.«

»Soll das ein Witz sein? Ich gebe zu, daß ich euch aus den Augen verloren habe, aber deshalb brauchst du dich noch lange nicht über mich lustig zu machen.«

Randall stand auf und legte ihr einen Arm um die Schultern. »Ich will dich nicht ärgern, Kleine. Wir verstehen uns irgendwie falsch, aber ich erzähle dir nur, woran ich mich erinnere.«

Cynthia küßte ihn. »Gut, dann haben wir beide recht - und das ist unmöglich. Komm mit!«

»Wohin?«

»Zum Tatort. Wenn ich keine Erklärung bekomme, kann ich heute nacht nicht schlafen.«

Das Acme Building stand noch am alten Platz. Die Läden und der Zeitungskiosk ebenfalls. Randall gab zu, daß Cynthia sich von ihrem Beobachtungsort aus nicht geirrt haben konnte. Aber er wußte doch genau, was er getan hatte ...»

»Du hast nicht unterwegs einen kleinen Schluck genommen?« meinte er hoffnungsvoll.

»Natürlich nicht!«

»Was tun wir jetzt?«

»Keine Ahnung. Doch, ich weiß etwas! Bring mich zu Hoag. Ich will ihn selbst fragen, ob er dich angesprochen hat oder nicht.«

Randall zuckte mit den Schultern. »Okay, wie du willst, Kleine.«

Sie betraten das Gebäude und die erste freie Aufzugkabine. Der Fahrstuhlführer schloß die Tür und fragte: »Wohin, bitte?«

»Sechs, drei und neun. Randall wartete, bis die übrigen Fahrgäste sich gemeldet hatten, bevor er sagte: »Dreizehn.«

Der uniformierte junge Mann sah sich um. »Sie können zwölf und vierzehn haben und sich die beiden teilen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Hier gibt's keinen dreizehnten Stock. Wenn es einen gäbe, würde kein Mensch dort ein Büro mieten wollen.«

»Sie müssen sich irren! Ich war erst heute morgen dort.«

Der Fahrstuhlführer warf ihm einen resignierten Blick zu. »Gut, überzeugen Sie sich selbst.« Er hielt die Kabine an. »Zwölf.« Als er weiterfuhr, verschwand die Leuchtziffer 12 und wurde durch eine andere ersetzt.

»Vierzehn. Was darf's also sein?«

»Entschuldigung«, murmelte Randall. »Ich habe mich geirrt. Ich war heute morgen hier und dachte, ich hätte mir das Stockwerk richtig gemerkt.«

»Vielleicht war es achtzehn«, meinte der junge Mann. »Acht und drei kann man leicht verwechseln. Zu wem wollen Sie denn?«

»Detheridge und Companie, Schmuckherstellung.«

Der Fahrstuhlführer schüttelte den Kopf. »Nicht bei uns. Wir haben keinen Juwelier und keinen Detheridge.«

»Bestimmt nicht?«

Der junge Mann antwortete nicht gleich, sondern fuhr in den zehnten Stock hinunter. »Am besten erkundigen Sie sich in eintausendundeins. Das ist die Hausverwaltung.«

Nein, eine Firma Detheridge & Co war hier unbekannt. Nein, hier gab es überhaupt keinen Juwelier. Hatte der Gentleman sich vielleicht in der Adresse geirrt und meinte das Apex Building? Randall bedanke sich für die Auskunft und verließ das Büro sichtlich erschüttert.

Cynthia hatte bisher geschwiegen. Aber jetzt begann sie: »Liebling ...«

»Ja, was ist?«

»Wir könnten im obersten Stock anfangen und uns nach unten durchfragen.«

»Was hätten wir davon? Die Hausverwaltung muß doch wissen, welche Firmen es hier gibt.«

»Richtig, aber vielleicht war die Auskunft falsch. An der ganzen Sache ist etwas faul. Ist dir schon einmal aufgefallen, daß man ein ganzes Stockwerk verschwinden lassen kann, indem man die Tür vom Fahrstuhl als Wand tarnt?«

»Nein, das ist unsinnig!« widersprach Randall. »Ich verliere nur den Verstand, das ist alles. Bringe mich lieber zu einem Arzt.«

»Das ist nicht unsinnig, und du bist bei vollem Verstand. Wie zählt man in einem Lift die erreichte Höhe? Indem man die Stockwerke abzählt. Wenn man keinen sieht, hat man auch keine Kontrolle über die tatsächliche Zahl. Vielleicht sind wir einer großen Sache auf der Spur.« Sie glaubte selbst nicht recht an ihre Argumente, aber sie hatte das Gefühl, ihm etwas Beschäftigung verschaffen zu müssen.

Randall wollte schon zustimmen, aber dann schüttelte er den Kopf. »Wie steht's mit der Treppe? Von der Treppe aus müßte man doch merken, ob ein Stockwerk fehlt.

»Vielleicht sind dort auch irgendwelche Tricks angewendet worden. Das wird sich ja herausstellen. Komm!«

Aber sie fanden nichts dergleichen. Zwischen den Stockwerken zwölf und vierzehn befanden sich ebenso viele Stufen - achtzehn - wie zwischen allen anderen Stockwerken. Sie begannen mit dem obersten Stockwerk und lasen alle Namen auf den Milchglastüren. Das dauerte ziemlich lange, weil Cynthia sich nicht auf Randalls Vorschlag einließ, jeder von ihnen sollte das halbe Stockwerk übernehmen. Sie wollte ihn nicht aus den Augen lassen.

Kein dreizehnter Stock und nirgends eine Tür, hinter der die Arbeitsräume eines Juweliers lagen, ob er nun Detheridge & Co. oder anders hieß. Sie

hatten nur Zeit, die Firmennamen an den Türen zu lesen; um jedes Büro unter irgendeinem Vorwand zu betreten, hätten sie sich mehr als einen Tag Zeit nehmen müssen.

Randall starrte nachdenklich eine Tür an, auf der zu lesen stand: Pride, Greenway, Hamilton, Steinbolt, Carter & Greenway, Rechtsanwälte. »Unterdessen«, murmelte er vor sich hin, »könnten sie natürlich den Firmennamen an der Tür geändert haben.«

»Aber nicht an dieser Tür«, betonte Cynthia. »Falls es sich um einen Trick handelt, kann inzwischen auch die ganze Einrichtung verändert worden sein. Dann würdest du sie nicht wiedererkennen.« Trotzdem starrte sie die scheinbar so unschuldigen Buchstaben nachdenklich an. Ein Bürogebäude war schrecklich einsam und geheimnisvoll. Schalldichte Wände, Jalousien und ein bedeutungsloser Firmenname. In diesen Büros konnte alles passieren - wirklich alles. Niemand würde etwas davon erfahren. Niemand würde sich darum kümmern. Niemand würde etwas davon merken. Kein Polizist auf Streife, die Nachbarn unendlich weit fort, nicht einmal Büroreinigung, wenn der Mieter keinen Wert darauf legte. Solange die Miete pünktlich bezahlt wurde, kümmerte die Hausverwaltung sich nicht um den Mieter. Er konnte jedes nur vorstellbare Verbrechen begehen und die Leichen einfach in den Schrank stellen.

Cynthia fuhr zusammen. »Komm, Teddy! Wir müssen uns beeilen.«

Sie durchsuchten die restlichen Stockwerke so schnell wie möglich und standen dann wieder im Foyer. Cynthia atmete erleichtert auf, als sie wieder Gesichter und Sonnenschein sah, obwohl sie die gesuchte Firma nicht entdeckt hatten. Randall blieb auf der letzten Treppenstufe stehen. Er sah sich um. »Glaubst du, daß es ein anderes Gebäude gewesen sein könnte?« meinte er zweifelnd.

»Ausgeschlossen! Siehst du den Zigarrenstand? Ich habe lange genug neben ihm gewartet. Ich weiß genau, daß Hoag und du in diesem Gebäude verschwunden seid.«

»Wie lautet also des Rätsels Lösung?«

»Wir müssen zum Mittagessen - das ist des Rätsels Lösung. Komm, Teddy!«

»Okay. Aber ich trinke meines.«

Cynthia überredete ihn dazu, nach dem dritten Whisky ein Steak zu essen. Das und zwei Tassen Kaffee machten ihn wieder völlig nüchtern. Aber Randall war trotzdem unglücklich. »Cyn ...«

»Ja, Teddy?«

»Was ist mit mir passiert?«

»Ich glaube, daß du das Opfer eines verblüffend guten Hypnotiseurs geworden bist«, antwortete sie langsam.

»Das glaube ich jetzt auch. »Hypnotisiert oder übergeschnappt - eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Folglich denke ich an Hypnose. Aber warum?« Cynthia malte mit ihrer Gabel auf die Tischdecke. »Ich weiß nicht recht, ob ich das erfahren möchte. Weißt du, was ich am liebsten täte, Teddy?«

»Was?«

»Ich würde Mister Hoag seine fünfhundert Dollar mit der Erklärung zurückschicken, daß wir ihm leider nicht helfen können.«

Randall starrte sie an. »Das Geld zurückschicken? Unsinn!«

Cynthia wurde rot, als habe sie eine unpassende Bemerkung gemacht, aber sie fuhr tapfer fort: »Ja, ich weiß, was du denkst. Aber ich würde es trotzdem am liebsten tun. Wir können mit Scheidungsfällen und dergleichen genug verdienen. Wir brauchen uns nicht mit diesem Fall die Finger zu verbrennen.«

»Du redest von fünfhundert Dollar, als seien sie nur ein Trinkgeld!«

»Nein, das tue ich nicht. Ich habe nur festgestellt, daß es sich nicht lohnt, für fünfhundert Dollar den Hals - oder den Verstand - zu riskieren. Irgend jemand hat es auf uns abgesehen, Teddy; bevor wir weitermachen, müssen wir wenigstens wissen, warum das so ist.«

»Das möchte ich auch wissen«, stimmte Randall zu. »Deshalb habe ich keine Absicht, den Fall aufzugeben. Verdammt noch mal, ich lasse mich nicht gern hereinlegen!«

»Was willst du Mister Hoag erzählen?«

Er fuhr sich mit allen zehn Fingern durchs Haar. »Das weiß ich noch nicht. Vielleicht kannst du mit ihm sprechen. Laß dir irgendeine Ausrede einfallen. Wir müssen ihn hinhalten.«

»Das ist eine gute Idee. Das ist eine prima Idee. Ich erzähle ihm, daß du dir ein Bein gebrochen hast, aber morgen wieder weitermachen kannst.«

»Was soll das, Cyn? Du weißt doch, daß du ihm gewachsen bist.«

»Gut, meinerwegen. Aber du mußt mir etwas versprechen, Teddy.«

»Was denn?«

»Solange wir diesen Fall bearbeiten, tun wir alles gemeinsam.«

»Tun wir das nicht schon immer?«

»Ich meine wirklich gemeinsam. Ich muß dich jederzeit sehen können.«

»Aber das ist vielleicht manchmal unmöglich, Cyn!«

»Versprich es mir, Teddy.«

»Okay, okay, wie du willst.«

»Das ist schon besser.« Sie lächelte zufrieden. »Müssen wir jetzt nicht ins Büro zurück?«

»Der Teufel soll das Büro holen! Komm, wir gehen ins Kino.«

»Einverstanden, Schlaukopf.« Cynthia griff nach ihrer Handtasche.

Der Film heiterte Randall nicht auf, obwohl sie sich für einen Western



entschieden hatten, die er sonst leidenschaftlich gern sah. Aber der Held wirkte so schurkisch wie der Rancher, und die geheimnisvollen maskierten Reiter erschienen ihm diesmal wirklich unheimlich. Und Randall sah immer wieder den dreizehnten Stock des Acme Buildings vor sich: die lange gläserne Trennwand, hinter der die Goldschmiede arbeiteten, und den ausgetrockneten kleinen Geschäftsführer von Detheridge & Co. Konnte man tatsächlich so hypnotisiert werden, daß man das alles gesehen zu haben glaubte?

Cynthia achtete kaum auf den Film. Sie beschäftigte sich vielmehr mit den Leuten in ihrer Nähe und studierte unauffällig ihre Gesichter in dem von der Leinwand zurückgestrahlten Licht. Wenn die Leute so aussahen, während sie sich amüsierten - wie würden sie dann aussehen, wenn sie unglücklich waren? Von einigen Ausnahmen abgesehen, wirkten sie bedrückt und mürrisch. Cynthia entdeckte Unzufriedenheit, Schmerz, Unglück, Frustration und Bosheit. Selbst Teddy, der sonst immer gutmütig und fröhlich war, sah böse drein - allerdings nicht ganz grundlos, das mußte sie zugeben. Sie fragte sich, warum die anderen unglückliche Gesichter machten.

Cynthia erinnerte sich an ein Gemälde mit dem Titel »Subway«. Es zeigte Menschen, die aus der offenen Tür eines U-Bahnwagens quollen, während andere Menschen von außen herandrängten, um den Wagen durch die gleiche Tür zu besteigen. Sie alle hatten es eilig, aber auf ihren Gesichtern war zu erkennen, daß sie nicht in freudiger Erwartung irgendwohin eilten. Das Bild war nicht schön gewesen, aber der Künstler hatte es verstanden, den Lebensstil der breiten Masse treffend zu kritisieren.

Sie war froh, als der Film zu Ende war. Auf der Straße fühlte sie sich wieder freier. Randall hielt ein Taxi an. Sie fuhren nach Hause.

»Teddy ...«

»Ja?«

»Sind dir die Gesichter der anderen Kinobesucher aufgefallen?«

»Nein, eigentlich nicht. Warum?«

»Sie haben alle so traurige Gesichter gemacht, als hätten sie keinen Spaß am Leben.«

»Vielleicht haben sie auch keinen.«

»Aber warum nicht? Wir haben doch Spaß daran, oder?«

»Klar!«

»Wir sind immer fröhlich. Selbst als wir zu Anfang immer pleite waren, haben wir Spaß am Leben gehabt. Daran hat sich nichts geändert. Warum?« Randall lächelte zum erstenmal seit der Suche nach dem dreizehnten Stock wieder. »Es macht eben Spaß, mit dir zu leben.«

»Danke, gleichfalls. Als kleines Mädchen habe ich eine verrückte Idee

gehabt, weißt du.«

»Welche?«

»Ich selbst war glücklich, aber ich habe bald gemerkt, daß die meisten Erwachsenen unglücklich waren. Auf der Suche nach dem Grund dafür habe ich mir schließlich die Erklärung zurechtgelegt, die Erwachsenen wüßten etwas, das sie daran hindert, glücklich zu sein. Ich habe mich gefragt, welches Geheimnis die Erwachsenen vor Kindern geheimhielten, und habe an Türen gelauscht, um es herauszubekommen.«

»Die geborene Detektivin!«

»Laß das! Ich habe jedenfalls gemerkt, daß die Erwachsenen dadurch nur unglücklich wurden. Deshalb habe ich Gott gebeten, es nie erfahren zu müssen.« Cynthia zuckte mit den Schultern. »Und ich habe es wohl nie erfahren.«

Randall lächelte. »Ich weiß auch nichts davon. Darum bin ich so glücklich und zufrieden, als ob ich bei vollem Verstand wäre.«

Cynthia legte ihm eine Hand auf den Arm. »Lach nicht, Teddy. Das macht mir an diesem Fall Hoag Angst. Ich fürchte nämlich, daß wir erfahren, was die Erwachsenen wissen, wenn wir den Fall weiterhin bearbeiten. Und dann lachen wir vielleicht nie mehr.«

Randall starrte Cynthia an. »He, das ist wirklich dein Ernst, was?« Er legte ihr seinen Arm um die Schultern. »Sei nicht kindisch, Liebling. Du brauchst ein gutes Abendessen - und einen Drink.«

## 4

Nach dem Essen überlegte Cynthia sich eben, was sie am Telefon zu Mr. Hoag sagen würde, als die Haussprechanlage sumnte. Sie nahm den Hörer ab. »Ja?«

Dann drehte sie sich nach ihrem Mann um und formte lautlos die Worte: »Mr. Hoag ist unten.« Randall zog die Augenbrauen hoch, legte einen Finger auf die Lippen und schlich auf Zehenspitzen ins Schlafzimmer. Cynthia nickte ihm zu.

»Augenblick, bitte. Ah, so ist's besser. Wir scheinen eine schlechte Verbindung gehabt zu haben. Wer ist da?

»Oh ... Mr. Hoag. Kommen Sie bitte herauf, Mr. Hoag.« Sie drückte auf den Knopf des elektrischen Türöffners.

Hoag kam nervös nickend herein. »Entschuldigen Sie bitte die Störung, aber ich bin so durcheinander, daß ich es kaum noch erwarten konnte, einen Bericht zu hören.«

Cynthia forderte ihn nicht auf, Platz zu nehmen. »Tut mir leid«, erklärte sie

ihm, »aber ich muß Sie leider enttäuschen. Mein Mann ist nicht zu Hause.«  
»Oh ...« Der kleine Mann war so enttäuscht, daß sie unwillkürlich Mitleid mit ihm hatte. Aber dann dachte sie daran, was Teddy vormittags erlebt hatte, und wurde wieder eisig.

»Wissen Sie, wann er zurückkommt?« fragte Hoag.

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Als Frau eines Detektivs lernt man, nicht auf seinen Mann zu warten.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Dann will ich Sie nicht länger stören. Aber ich hätte ihn wirklich gern gesprochen.«

»Ich sage es ihm, Mr. Hoag. Wollten Sie ihm etwas Besonderes mitteilen? Vielleicht neue Informationen?«

»Nein«, antwortete er zögernd. »Nein, ich ... die ganze Sache klingt so lächerlich!«

»Was denn, Mr. Hoag?«

Er warf ihr einen prüfenden Blick zu. »Wenn ich nur ... Mrs. Randall, halten Sie Besessenheit für möglich?«

»Besessenheit?«

»Daß menschliche Seelen besessen sind - von Teufeln.«

»Darüber habe ich mir eigentlich noch nie Gedanken gemacht«, antwortete sie vorsichtig. Gleichzeitig fragte sie sich, ob Teddy an der Tür horchte und ihr rechtzeitig zu Hilfe kommen konnte, wenn sie kreischte.

Hoag knöpfte sich das Hemd auf. Cynthia nahm einen unangenehmen Geruch wahr und erkannte im nächsten Augenblick, was der kleine Mann an einer Schnur um den Hals trug - Knoblauchzehen! »Warum tragen Sie Knoblauch um den Hals?« erkundigte sie sich.

»Das ist lächerlich, nicht wahr?« antwortete er. »Ich bin eigentlich nicht abergläubisch - aber der Knoblauch beruhigt mich. Ich hatte das schreckliche Gefühl, beobachtet zu werden ...«

»Natürlich! Wir haben ... mein Mann hat Sie wie vereinbart beschattet.«

»Nein, das meine ich nicht. Ein Mann in einem Spiegel hat ...« Er zögerte.

»Ein Mann in einem Spiegel!«

»Man wird von seinem Spiegelbild beobachtet, aber das erwartet man; es stört einen nicht. In meinem Fall war es etwas anderes, als versuche jemand, mich zu erwischen, als warte er nur eine günstige Gelegenheit ab. Halten Sie mich für verrückt?« fragte er dann plötzlich.

Cynthia achtete kaum darauf, was er sagte, denn sie war mit etwas anderem beschäftigt. Als Hoag ihr den Knoblauch zeigte, hatte sie seine Fingerkuppen gesehen, deren Linien sich deutlich abzeichneten, und sofort beschlossen, Teddy die Abdrücke zu verschaffen. »Nein, ich halte Sie nicht für verrückt«, sagte sie beruhigend, »aber ich habe den Eindruck, daß Sie sich zuviel Sorgen machen. Das ist ganz falsch. Darf ich Ihnen einen Drink

anbieten?«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar für ein Glas Wasser.«

Wasser oder Whisky - Cynthia interessierte sich nur für das Glas. Sie entschuldigte sich, ging in die Küche hinaus und nahm ein hohes Glas mit glatter Außenfläche aus dem Schrank. Sie wischte es sorgfältig ab, füllte es mit Wasser und warf etwas Eis hinein, ohne das Glas naß zu machen. Dann brachte sie es auf einem Serviertablett ins Zimmer.

Aber Hoag hatte sie absichtlich oder unabsichtlich überlistet. Er stand vor dem Spiegel neben der Tür und schien seine Krawatte zurechtgerückt zu haben. Als er sich umdrehte, weil Cynthia hereinkam, sah sie, daß er wieder seine Handschuhe trug.

Sie forderte ihn auf, Platz zu nehmen, weil sie hoffte, daß er dann die Handschuhe ausziehen würde. Aber Hoag erwiderte: »Danke, ich habe Sie schon lange genug gestört.« Er trank das Glas halb aus, bedankte sich nochmals und verabschiedete sich.

Randall kam herein. »Ist er weg?«

Cynthia drehte sich rasch nach ihm um. »Ja, er ist weg, Teddy. Hoffentlich läßt du mich nicht wieder mit ihm allein. Er macht mich nervös. Ich wollte schon nach dir rufen.«

»Immer mit der Ruhe, Kleine.«

»Das sagst du einfach! Ich wollte, wir hätten ihn nie zu Gesicht bekommen!« Cynthia ging ans Fenster und riß es auf.

»Jetzt ist nichts mehr daran zu ändern - wir haben den Auftrag übernommen und müssen ihn auch zu Ende führen.« Randall zeigte auf das Glas. »Hast du seine Fingerabdrücke bekommen?«

»Nein, leider nicht. Er muß gemerkt haben, was ich vorhatte.«

»Schade.«

»Wie soll die Sache jetzt weitergehen Teddy?«

»Ich habe schon eine Idee, aber ich muß sie erst ausarbeiten. Was hat er vorhin von Teufeln und einem Mann im Spiegel erzählt?« Randall grinste.

»Fühlt er sich von einem Mann in einem Spiegel beobachtet?«

»Ich weiß nicht, was er damit gemeint haben kann«, gab Cynthia zu. »Das war nur ein bildhafter Vergleich, glaube ich. Er ist eben nervös.« Sie drehte sich plötzlich um, weil sie eine Bewegung hinter sich gesehen zu haben glaubte. Aber dort stand niemand. Wahrscheinlich nur eine Reflexion im Spiegel, dachte sie und sagte nichts davon. »Ich bin auch nervös«, fügte sie hinzu. »Weißt du, was ich jetzt möchte?«

»Was?«

»Einen großen Drink und dann ins Bett.«

»Das ist eine gute Idee.« Randall ging in die Küche hinaus, um den Drink zu mixen. »Willst du auch ein Sandwich?«

Randall stand im Schlafanzug vor dem großen Spiegel, der im Wohnzimmer ihres Apartments neben der Außentür hing. Sein Spiegelbild, nein, nicht seine Reflexion, denn das Spiegelbild war konservativ wie ein solider Geschäftsmann gekleidet - das Spiegelbild sprach ihn an.

»Edward Randall.«

»Ja?«

»Edward Randall, Sie werden vorgeladen. Hier ... nehmen Sie meine Hand. Holen Sie sich einen Stuhl her, dann können Sie leicht hindurch klettern.«

Das erschien Randall ganz vernünftig. Er stellte einen Stuhl unter den Spiegel, nahm die angebotene Hand und kletterte durch den Spiegel. Auf der anderen Seite mußte er von einem Waschbecken zu Boden springen. Er und sein Begleiter standen in einem weiß gekachelten Waschraum, der vermutlich zu irgendeinem Büro gehörte.

»Beeilen Sie sich!« forderte der Unbekannte Randall auf. »Die anderen warten schon.«

»Wer sind Sie?«

»Ich heiße Phipps«, erwiderte der andere mit einer Verbeugung. »Kommen Sie bitte mit.«

Er öffnete die Tür und schob Randall vor sich her in einen Konferenzraum. Dort saßen zehn bis zwölf Männer an einem langen Tisch. Alle sahen Randall entgegen.

»Hinauf mit Ihnen, Mr. Randall!«

Ein kräftiger Stoß brachte Randall dazu, auf den Tisch zu klettern. Er spürte die Tischplatte kalt unter sich und fuhr zusammen. »Lassen Sie den Unsinn!« verlangte er. »Ich habe keine Lust, hier herumzusitzen. Ich bin nicht richtig angezogen.«

Er versuchte aufzustehen und merkte verblüfft, daß er das nicht konnte.

Hinter ihm lachte jemand. »Er ist nicht sehr dick«, sagte eine Stimme.

»In seinem Beruf macht das nichts«, erwiderte eine andere.

Randall wußte, daß er nur träumte. Er wußte auch, wie er diese Komödie beenden konnte: Er brauchte nur die Augen zu schließen und nach der Decke zu greifen, um in seinem Bett aufzuwachen. Er schloß die Augen.

»Das ist zwecklos, Mr. Randall. Wir sehen Sie noch immer. Sie vergeuden dadurch nur Zeit.«

Er öffnete die Augen. »Was soll das?« erkundigte er sich aufgebracht? »Wo bin ich? Warum haben Sie mich hierher geholt? Was geht hier vor?«

Am oberen Ende des langen Tisches saß ihm ein großer Mann gegenüber, der mindestens einsneunzig sein mußte, wenn er stand. Er wirkte noch größer, weil er so dick war, aber sein Gesicht war nicht so breitflächig, wie man es hätte erwarten können. Dieser Mann hatte kleine, auffällig gepflegte Hände, fröhlich blitzende Augen und volle Lippen, die er oft

zusammendrückte und nach vorn schob.

»Immer eines nach dem anderen, Mr. Randall«, antwortete er jovial. »Sie befinden sich hier im dreizehnten Stock des Acme Buildings - Sie wissen schon ...« Er lächelte wie über einen Scherz. »Hier findet eine Sitzung des Vorstand der Firma Detheridge und Companie statt. Ich bin R. Jefferson Stoles, der Vorstandsvorsitzende.« Er brachte es fertig, sich im Sitzen zu verbeugen. »Zu Ihren Diensten, Sir.«

»Aber ...«

»Lassen Sie mich zuerst die Vorstellung beenden, Mr. Randall. Rechts neben mir - Mr. Townsend.«

»Guten Abend, Mr. Randall.«

»Guten Abend«, antwortete Randall mechanisch. »Hören Sie, ich ...«

»Dann kommen Mr. Gravesby, Mr. Wells, Mr. Yoakum, Mr. Printemps und Mr. Jones. Mr. Phipps kennen Sie bereits. Er ist unser Schriftführer. Neben ihm sitzen Mr. Reifsnider und Mr. Snyder. Die beiden sind nicht verwandt. Und schließlich haben wir noch Mr. Parker und Mr. Crewes. Mr. Pothipar konnte leider nicht kommen, aber wir sind auch ohne ihn beschlußfähig.«

Randall versuchte aufzustehen, aber der Tisch war unglaublich rutschig.

»Meinetwegen sind Sie beschlußfähig oder übergeschnappt. Das ist mir ganz gleich. Lassen Sie mich weg.«

»Wollen Sie denn Ihre Fragen nicht beantwortet haben, Mr. Randall?«

»Nicht so dringend. Verdammt noch mal, ich will ...«

»Aber sie müssen beantwortet werden. Wir sind hier versammelt, um uns mit Ihnen zu befassen.«

»Mit mir?«

»Ja, mit Ihnen. Sie sind ein Punkt auf der Tagesordnung. Ihre Tätigkeit mißfällt uns, Mr. Randall. Sie müssen damit aufhören.« Bevor Randall antworten konnte, hob Mr. Stoles die Hand. »Keine voreiligen Schlüsse, Mr. Randall. Uns geht es nicht um Ihre gesamte Berufstätigkeit als Detektiv. Wir befassen uns nur mit einer bestimmten Tätigkeit. Sie hängt mit Mr. Hoag zusammen.« Er spuckte den Namen förmlich aus.

Randall spürte das Unbehagen, das sich um ihn herum ausbreitete. »Was ist mit Mr. Hoag?« fragte er und beobachtete die gleiche Reaktion. Stoles lächelte nicht mehr.

»In Zukunft wollen wir lieber >Ihr Klient< sagen«, erklärte er Randall. »Wir haben etwas anderes mit Mister ... mit Ihrem Klienten vor, Mr. Randall. Sie müssen sich von ihm trennen. Sie müssen ihn vergessen. Sie dürfen sich nicht wieder mit ihm treffen.«

Randall schüttelte den Kopf. »Ich habe noch nie einen Klienten im Stich gelassen. Lieber soll mich der Teufel holen.«

»Das ist natürlich eine Möglichkeit«, gab Stoles zu. Er schob die Lippen

vor. »Seien wir doch vernünftig, Mr. Randall. Sie sind ein vernünftiger Mann, das wissen wir, und meine Genossen und ich sind ebenfalls vernünftige Wesen. Anstatt den Versuch zu machen, Sie zu überreden oder zu zwingen, möchte ich Ihnen eine Geschichte erzählen, damit Sie unsere Gründe einsehen.«

»Ich will keine Geschichten hören! Ich will zurück!«

»Später, Mr. Randall. Hören Sie mir erst zu.« Stoles deutete auf Randall, der plötzlich nicht mehr sprechen konnte, sondern nur dachte: Das ist der verrückteste Alptraum, den ich je gehabt habe. Ich hätte vor dem Zubettgehen nichts mehr essen dürfen - davon träumt man unweigerlich schlecht.

Am Anfang«, begann Stoles, »war der Vogel.« Er bedeckte plötzlich sein Gesicht mit den Händen; die anderen folgten seinem Beispiel.

Der Vogel - Randall hatte eine Vorstellung davon, was diese beiden Worte bedeuteten, wenn der Dicke sie aussprach. Kein hilfloses Küken mit weichem Flaum, sondern ein mächtiger Raubvogel mit gewaltigen Schwingen, durchdringenden grauen Augen - und riesigen gelben Fängen, an deren Krallen noch Überreste der letzten Beute hafteten. Ein gräßliches Bild ...

Stoles ließ die Hände sinken. »Der Vogel war allein. Seine Schwingen trugen ihn durch die Tiefen des Alls, wo niemand ihn sah. Aber tief in ihm war eine Kraft, und die Kraft war Leben. Er sah nach Norden, wo es keinen Norden gab; er sah nach Süden, wo es keinen Süden gab; nach Ost und West blickte er, nach oben und unten. Dann baute er das Nest aus dem Nichts und seinem Willen.

Das Nest war breit und tief und stark. In das Nest legte er hundert Eier. Er blieb zehntausend Jahre auf dem Nest hocken, brütete die Eier aus und dachte dabei seine Gedanken. Als die Zeit reif war, verließ er das Nest und hing überall Lichter auf, damit die Jungen sehen konnten. Er beobachtete und wartete.

Aus jedem der hundert Eier krochen hundert Söhne des Vogels aus - insgesamt zehntausend. Aber das Nest war so breit und tief, daß sie alle Platz hatten. Und jeder war ein König über die Lebewesen, die schwimmen und kriechen und fliegen und auf allen vieren gehen.

Weise und grausam war der Vogel; weise und grausam waren die Söhne des Vogels. Zweimal zehntausend Jahre lang kämpften und herrschten sie, und der Vogel war zufrieden. Aber dann hielten sich einige für so weise und stark wie der Vogel selbst. Sie erschufen Lebewesen nach ihrem eigenen Bild und hauchten ihnen Atem ein, um Söhne zu haben, die ihnen dienen und für sie kämpfen konnten. Aber die Söhne der Söhne waren nicht weise und grausam und stark; sie waren schwach und weich und dumm. Der Vogel

war nicht zufrieden.

Er stürzte seine eigenen Söhne und ließ sie von den Schwachen anketten ... Sitzen Sie endlich ruhig, Mr. Randall! Ich weiß, daß diese Geschichte große Anforderungen an Ihren Verstand stellt, aber Sie müssen sich wirklich bemühen, über Ihren engen Horizont hinauszukommen!

Die Dummen und Schwachen konnten die Söhne des Vogels nicht gefangenhalten, deshalb ließ der Vogel einige von ihnen stärker, grausamer und klüger werden, damit sie die Ausbruchsversuche der Söhne verhindern konnten. Dann betrachtete er zufrieden, welcher Kampf sich daraus entwickelte.

Dieser Kampf ist noch im Gange. Deshalb können wir keinesfalls zulassen, daß Sie Ihren Klienten unterstützen. Das sehen Sie doch ein, nicht wahr?«

»Ich sehe gar nichts ein!« rief Randall aus, der plötzlich wieder sprechen konnte. »Der Teufel soll Sie alle holen! Ich habe diese Komödie satt!«

»Uneinsichtig und schwach und dumm«, seufzte Stoles. »Zeigen Sie's ihm, Mr. Phipps.«

Phipps stand auf, legte seine Aktentasche auf den Konferenztisch und holte einen Spiegel heraus, den er Randall unter die Nase hielt.

»Sehen Sie bitte hinein, Mr. Randall«, forderte er ihn höflich auf.

Randall sah in den Spiegel.

»Woran denken Sie, Mr. Randall?«

Das Spiegelbild verschwand. Er hatte plötzlich sein Schlafzimmer vor sich. Der Raum war dunkel, aber er sah Cynthias Kopf auf ihrem Kissen. Sein eigenes Kissen war leer.

»Sehen Sie, Mr. Randall«, fuhr Stoles fort. »Sie würden doch nicht wollen, daß ihr etwas zustößt?«

»Hören Sie, Sie verdammter ...«

»Langsam, Mr. Randall! Damit ist unser Gespräch beendet. Denken Sie an Ihre Interessen - und an ihre.« Stoles wandte sich ab. »Schaffen Sie ihn fort, Mr. Phipps.«

»Kommen Sie, Mr. Randall.« Er spürte wieder einen Stoß, flog durch die Luft, während sich das Bild vor ihm in Millionen Bruchstücke auflöste - und lag wieder in seinem Bett. Er war in kalten Schweiß gebadet.

Cynthia setzte sich auf. »Was ist los, Teddy?« fragte sie schläfrig. »Warum hast du eben geschrien?«

»Was? Oh, ich muß schlecht geträumt haben. Tut mir leid, daß ich dich geweckt habe.«

»Schon gut, Teddy. Hast du dir den Magen verdorben?« »Vielleicht.« Er drehte sich auf die Seite. »Aber ich schlafe bestimmt gleich wieder ein. Gute Nacht.« »Gute Nacht, Schatz.«

Als Cynthia am nächsten Morgen in die Küche kam, hatte Randall bereits



Kaffee gekocht und gab ihr ein Glas Orangensaft. »Das ist süß von dir Teddy. Was willst du für alle deine Mühe?«

»Dich. Aber nicht jetzt. Ich bin nicht nur süß. Ich bin auch intelligent.«

»Oh?«

»Allerdings! Hör zu, mir ist eingefallen, was mit unserem Freund Hoag zu tun ist.«

»Hoag? Ach, du liebe Güte!«

»Paß auf - du verschüttetest alles!« Er nahm ihr das Glas aus der Hand. »Was hast du, Kleine? Was ist plötzlich in dich gefahren?«

»Ich weiß nicht, Teddy. Ich habe nur das Gefühl, daß wir uns auf etwas einlassen, dem wir nicht im entferntesten gewachsen sind.«

»Ich hätte bis nach dem Frühstück damit warten sollen. Trinke deinen Kaffee - dann geht's dir bald besser.«

»Gut, meinetwegen. Aber ich mag keinen Toast. Erzähle mir deine großartige Idee, Teddy.«

»Gut, paß also auf. Gestern haben wir versucht, Hoag unauffällig zu beobachten, damit er keinen Grund hatte, sich etwa in seine Nachtpersönlichkeit zurück zu verwandeln. Aber heute brauchen wir das nicht. Heute können wir ihm auf den Fersen bleiben. Falls ihn das stört, können wir ihn zum Acme Building führen. Dort sucht er seinen Arbeitsplatz gewohnheitsmäßig auf. Habe ich recht?«

»Vielleicht, Teddy. Menschen, die an Gedächtnisschwund leiden, sind manchmal komisch. Unter Umständen verwirren wir ihn dadurch nur.«

»Glaubst du, daß meine Idee nichts taugt?«

»Vielleicht ist sie gar nicht schlecht. Solange du dafür sorgst, daß wir nicht getrennt werden, bin ich zu einem Versuch bereit - wenn du den Auftrag nicht überhaupt zurückgeben willst.«

Randall nickte, ohne auf ihre Bedingung einzugehen. »Gut, dann rufe ich den alten Knaben an und sage ihm, daß er in seinem Apartment auf uns warten soll.« Er griff nach dem Telefonhörer, wählte die Nummer und sprach mit Hoag. »Der Kerl ist wirklich komisch«, sagte er, nachdem er aufgelegt hatte. »Zuerst wußte er nicht einmal, wer ich war. Aber dann war er plötzlich im Bilde und mit allem einverstanden. Fertig, Cyn?«

»Gleich.«

»Okay.« Randall stand auf und ging leise pfeifend ins Wohnzimmer hinaus. Dann brach das Pfeifen ab; er kam hastig in die Küche zurück. »Cyn ...«

»Was ist los, Teddy?«

»Komm mit ins Wohnzimmer - bitte!«

Sie folgte ihm hastig, weil sie über seinen Gesichtsausdruck erschrocken war. Er zeigte auf den Stuhl, der genau unter dem Spiegel neben der Tür zum Korridor stand. »Wie kommt er dorthin, Cyn?«

»Der Stuhl? Oh, ich habe ihn gestern als Leiter benützt, um den Spiegel zu putzen. Er war oben ganz fleckig. Das war gestern abend, bevor wir ins Bett gegangen sind. Anscheinend habe ich den Stuhl dort vergessen.«

»Hmm ... das könnte stimmen. Nur merkwürdig, daß er mir nicht aufgefallen ist, als ich das Licht ausgemacht habe.«

»Was ist mit dem Stuhl? Hast du den Eindruck, daß wir nachts Besuch gehabt haben?«

»Ja. Ja, natürlich - das habe ich gedacht.« Aber Randall runzelte noch immer die Stirn.

Cynthia ging ins Schlafzimmer, warf einen Blick in ihre Handtasche und öffnete dann das Geheimfach des Toilettentisches. »Falls wirklich jemand hier war, hat er nicht viel erwischt. Hast du dein Portemonnaie noch? Und deine Uhr?«

Randall nickte. »Alles in Ordnung. Wahrscheinlich hast du den Stuhl dort vergessen, und ich habe ihn nur nicht gesehen. Fertig?«

»Sofort, Liebling.«

Randall sprach nicht mehr davon. Er dachte daran, wie es zu diesem seltsamen Alptraum gekommen sein mochte. Er mußte den Stuhl doch gesehen haben - deshalb hatte er von ihm geträumt. Das war ganz natürlich.

## 5

Hoag erwartete sie. »Kommen Sie doch bitte herein«, bat er sie. »Willkommen in meiner Behausung, Madame. Wollen Sie Platz nehmen? Haben wir Zeit für eine Tasse Tee? Leider habe ich keinen Kaffee im Haus«, fügte er entschuldigend hinzu.

»Wir haben noch Zeit«, erklärte Randall ihm. »Gestern haben Sie das Haus um acht Uhr dreiundfünfzig verlassen, aber jetzt ist es erst fünf nach halb neun. Ich schlage vor, daß wir zur gleichen Zeit aufbrechen.«

»Ausgezeichnet.« Hoag eilte hinaus und kam wenig später mit Teegeschirr auf einem Tablett zurück, das er vor Cynthia auf den Couchtisch stellte.

»Wollen Sie bitte einschenken, Mrs. Randall? Chinesischer Tee«, fügte er erklärend hinzu. »Meine eigene Mischung.«

»Mit Vergnügen.« Cynthia mußte zugeben, daß Hoag an diesem Morgen keineswegs unheimlich oder bedrohlich wirkte. Er war ein betulicher kleiner Junggeselle mit Sorgenfalten auf der Stirn und Kummerfältchen um die Augen - und einem wunderbar eingerichteten Apartment. Seine Bilder waren gut. Wie gut, konnte Cynthia nicht beurteilen, weil ihr die Ausbildung dazu fehlte, aber es schien sich nur um Originale zu handeln. Es waren auch nicht zu viele, stellte sie anerkennend fest. Kunst liebende

Junggesellen waren oft schlimmer als alte Jungfern, wenn es darum ging, einen Raum vollzustopfen.

Aber nicht Mr. Hoags Apartment. Es war ein kleines Kunstwerk für sich. Cynthia hätte ihn am liebsten gefragt, wo er diese Vorhänge gekauft hatte.

Hoag nahm seine Teetasse entgegen und atmete das Teearoma ein, bevor er einen Schluck aus der Tasse nahm. Dann wandte er sich an Randall. »Ich habe das Gefühl, daß wir heute morgen nichts ausrichten werden, Sir.«

»Vielleicht nicht«, gab Randall zu. »Wie kommen Sie darauf?«

»Ich weiß nicht recht, was ich nun tun soll, wissen Sie. Ihr Anruf ... ich war gerade dabei, mir Tee zuzubereiten - ich habe kein Personal -, als Sie angerufen haben. Leider bin ich morgens nicht recht ansprechbar - geistesabwesend, wissen Sie, und mechanisch mit meiner Toilette beschäftigt, während ich an ganz andere Dinge denke. Als das Telefon klingelte, war ich in Gedanken weit fort und brauchte deshalb einige Sekunden, um mich daran zu erinnern, wer Sie sind und was wir miteinander zu schaffen haben. In gewisser Beziehung hat unser Gespräch mich wieder ins Bewußtsein zurückgerufen, aber jetzt ...« Er zuckte hilflos mit den Schultern. »Jetzt habe ich keine Ahnung, was ich als nächstes tun soll.«

Randall nickte. »Mit dieser Möglichkeit habe ich gerechnet, als ich Sie anrief. Ich kann nicht behaupten, Psychologe zu sein, aber ich habe es für möglich gehalten, daß Ihre Nachtpersönlichkeit sich beim Verlassen des Apartments in die Tagpersönlichkeit verwandeln würde - und daß jede Unterbrechung dieser Routine Sie in Verwirrung stürzen würde.«

»Aber warum ...«

»Das spielt keine Rolle. Wir haben Sie gestern beschattet, wissen Sie. Wir haben gesehen, wohin Sie unterwegs waren.«

»Wirklich? Wo war ich, Sir? Diese Auskunft ist mir sehr wertvoll!«

»Nicht so eilig!« wehrte Randall ab. »Wir haben Sie in letzter Minute aus den Augen verloren. Ich habe mir deshalb etwas überlegt: Wir könnten Sie auf dem gleichen Weg bis zu der Stelle begleiten, wo wir Ihre Spur verloren haben. Von dort an erkennen Sie den Weg hoffentlich aus alter Gewohnheit wieder - und wir wären dann dichter hinter Ihnen.«

»Sie haben >wir< gesagt. Unterstützt Ihre Frau Sie dabei?«

Randall zögerte, weil er merkte, daß er sich versprochen hatte. Cynthia ergriff die Initiative, als er noch nach einer Erklärung suchte.

»Normalerweise nicht, Mr. Hoag, aber dieser Fall erscheint uns ungewöhnlich. Wir hatten das Gefühl, daß es Ihnen gewiß nicht recht wäre, wenn irgendein angestellter Privatdetektiv sich mit Ihrem Privatleben befassen würde. Deshalb hat mein Mann beschlossen, Ihren Fall selbst zu bearbeiten - und ich bin bereit, ihm notfalls dabei zu helfen.«

»Oh, das ist wirklich sehr nett von Ihnen!«

»Durchaus nicht.«

»Doch, doch! Aber ... äh ... unter diesen Umständen frage ich mich, ob ich Ihnen genug bezahlt habe. Bekommt der Firmeninhaber nicht etwas mehr?« Hoag sah zu Cynthia hinüber; Randall gab ihr ein Zeichen, sie solle zustimmen, aber sie zog es vor, seine Gesten zu ignorieren. »Was Sie bisher gezahlt haben, müßte genügen, Mr. Hoag. Falls sich weitere Schwierigkeiten ergeben sollten, können wir später darüber sprechen.«

»Ja, selbstverständlich, Mrs. Randall.« Hoag machte eine Pause und zupfte nervös an seiner Unterlippe herum. »Ich bin Ihnen für Ihre Rücksichtnahme sehr dankbar und weiß es zu schätzen, daß Sie den Fall selbst übernommen haben. Mir wäre es peinlich, wenn ...« Er wandte sich an Randall. »Sagen Sie mir doch ... wie würden Sie reagieren, wenn das Leben, das ich tagsüber führe, sich als ... skandalös herausstellen würde?« Er schien sich überwinden zu müssen, um dieses Wort auszusprechen.

»Ich kann einen Skandal recht gut für mich behalten«, versicherte Randall ihm.

»Aber nehmen wir einmal an, die Sache wäre schlimmer. Nehmen wir an, sie wäre kriminell.«

Randall überlegte sorgfältig, bevor er antwortete. »Ich habe eine Lizenz des Staates Illinois. Solange ich als Privatdetektiv arbeite, bin ich verpflichtet, die Polizei zu unterstützen. Deshalb könnte ich kein Verbrechen decken. Aber es gehört nicht zu meinen Pflichten, einen Klienten wegen irgendwelcher anderer Dinge anzuzeigen. Sie können sich darauf verlassen, daß jemand schon viel auf dem Kerbholz haben muß, bevor ich bereit bin, wegen eines Klienten zur Polizei zu gehen.«

»Aber Sie können mir nicht versprechen, daß Sie das nicht tun würden?«

»Nein«, antwortete Randall kurz.

Hoag seufzte schwer. »Gut, dann muß ich mich also auf Ihr Urteilsvermögen verlassen.« Er hob seine rechte Hand und betrachtete die Fingernägel. »Nein. Nein, das kann ich nicht riskieren. Mr. Randall, nehmen wir einmal an, Sie würden etwas entdecken, das Sie nicht billigen - könnten Sie mich dann nicht anrufen, um mir mitzuteilen, der Fall sei für Sie erledigt?«

»Nein.«

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und antwortete nicht gleich. Als er sprach, war seine Stimme kaum hörbar. »Sie haben bisher noch nichts herausbekommen?« Randall schüttelte den Kopf. »Dann ist es vielleicht besser, wenn Sie sich nicht weiter mit meinem Fall befassen. Manche Dinge erfährt man am besten nie.«

Seine offenbare Verzweiflung und Hilflosigkeit im Verein mit dem

vorteilhaften Eindruck, den sein Apartment auf sie machte, erweckten in Cynthia ein Mitgefühl, das sie am Abend zuvor für unmöglich gehalten hätte. Sie beugte sich vor. »Warum sind Sie so verzweifelt, Mr. Hoag? Sie haben keine Ursache, sich einzubilden, Sie hätten eine Untat begangen, nicht wahr?«

»Nein, natürlich nicht. Aber ich werde dieses Gefühl nicht los.«

»Warum nicht?«

»Mrs. Randall, haben Sie schon einmal ein Geräusch hinter sich gehört, nach dem Sie sich nicht umzudrehen wagten? Sind Sie jemals nachts aufgewacht und haben die Augen zugekniffen, anstatt nachzusehen, wovon Sie aufgefahren waren? Manche Dämonen werden erst richtig wirksam, wenn man sie sieht und erkennt.« Hoag zuckte mit den Schultern. »Ich wage es nicht, diesem einen gegenüberzutreten«, fügte er hinzu. »Ich dachte, ich hätte den Mut dazu, aber das war ein Irrtum.«

»Hören Sie, Mr. Hoag«, sagte Cynthia freundlich, »die Tatsachen sind doch nie so schlimm wie unsere Ängste ...«

»Wie kommen Sie darauf? Warum sollten sie nicht sogar viel schlimmer sein?«

»Weil sie es eben nicht sind!« Cynthia machte eine betroffene Pause, weil sie erkannte, daß ihre Behauptung nicht stimmte, daß sie ein Ammenmärchen vorgebracht hatte, mit dem Erwachsene Kinder beruhigten. Sie dachte an ihre Mutter, die ins Krankenhaus gekommen war, weil sie vermutlich Blinddarmentzündung hatte, die ihre Familienangehörigen im stillen als bloße Einbildung abgetan hatten. Und dann war sie dort an Krebs gestorben.

Nein, die Tatsachen waren oft schlimmer als die nervösen Befürchtungen der Menschen.

Trotzdem konnte Cynthia ihm nicht zustimmen. »Betrachten wir die Sache doch einmal von der schlimmsten Seite«, schlug sie vor. »Nehmen wir an, Sie hätten wirklich Verbrechen begangen, von denen Sie gar nichts wissen. Dafür würde kein Gericht Sie verurteilen, Mr. Hoag.«

Er starrte sie an. »Nein, wahrscheinlich würde ich nicht verurteilt werden. Aber Sie wissen doch, was das Gericht tun würde? Das wissen Sie genau, nicht wahr? Haben Sie eine Vorstellung davon, was mit geisteskranken Verbrechern geschieht?«

»Selbstverständlich«, antwortete Cynthia ruhig. »Sie werden wie jeder andere Kranke behandelt. In der Behandlung gibt es keine Unterschiede. Das weiß ich genau; ich habe selbst freiwillig als Krankenschwester im State Hospital gearbeitet.«

»Gut, das gebe ich zu - Sie haben alles von außen erlebt. Aber können Sie sich auch vorstellen, wie es einem Patienten zumute ist? Haben Sie je einen

kalten Wickel von Kopf bis Fuß bekommen, um beruhigt zu werden? Sind Sie je von einem Krankenpfleger zu Bett gebracht worden? Sind Sie schon einmal gewaltsam gefüttert worden? Wissen Sie, wie es ist, wenn man von keinem Raum zum anderen gehen kann, ohne daß einem jemand die Türen auf schließt? Können Sie sich überhaupt vorstellen, wie man darunter leidet, nicht das geringste Privatleben führen zu können?»

Hoag sprang auf und ging auf dem Teppich auf und ab. »Aber das ist noch nicht einmal am schlimmsten. Die anderen Patienten sind schlimmer. Glauben Sie, daß ein Mann, dessen Verstand ihm gelegentlich Streiche spielt, nicht merkt, wie verrückt die anderen sind? Manche von ihnen sabbern, andere haben so scheußliche Gewohnheiten, daß ich nicht davon reden will. Und sie schwatzen, schwatzen und schwatzen. Können Sie sich vorstellen, daß Sie in einem Bett liegen, dessen Decke festgebunden ist, und einen Irren im Bett neben sich ständig wiederholen hören: >Der kleine Vogel flog auf und dann fort; der kleine Vogel flog auf und dann fort ...<«

»Mr. Hoag!« Randall war aufgestanden und hielt den kleinen Mann am Arm fest. »Mr. Hoag, beherrschen Sie sich doch! So benimmt man sich nicht!«

Hoag blieb stehen, schwieg und sah sich verwirrt um. Dann wurde er rot und senkte beschämt den Kopf. »Ich ... entschuldigen Sie bitte, Mrs. Randall«, murmelte er verlegen. »Ich habe mich vergessen, fürchte ich. Aber ich bin nicht recht zurechnungsfähig. Diese Sorgen ...«

»Schon gut, Mr. Hoag«, antworte Cynthia eisig. Sie empfand wieder den gleichen Abscheu vor Hoag wie am Abend zuvor.

»Nein, vorläufig ist gar nichts gut«, warf Randall ein. »Ich glaube, daß es allmählich Zeit ist, einige Unklarheiten zu beseitigen. Hier ist zuviel passiert, was ich nicht verstehe, und ich glaube, daß Sie mir ein paar eindeutige Antworten schuldig sind, Mr. Hoag.«

Der kleine Mann wirkte ehrlich verwirrt. »Selbstverständlich gern, Mr. Randall, falls ich Ihre Fragen beantworten kann. Haben Sie den Eindruck, daß ich Ihnen gegenüber nicht ehrlich gewesen bin?«

»Allerdings! Aber kommen wir lieber zur Sache. Warum waren Sie in einer geschlossenen Anstalt für kriminelle Geisteskranke?«

»Niemals, Mr. Randall. Ich glaube jedenfalls nicht, in einer gewesen zu sein.«

»Was bedeutet dann dieses hysterische Gewäsch, das Sie vorhin von sich gegeben haben? Oder haben Sie sich das alles nur ausgedacht?«

»O nein! Das ... das war ... das bezieht sich auf das Sanatorium St. George. Es hatte nichts mit ... mit der von Ihnen genannten Anstalt zu tun.«

»Das Privatsanatorium St. George, was? Darauf kommen wir noch zurück. Mr. Hoag, sagen Sie mir, was gestern geschehen ist.«

»Gestern? Tagsüber? Aber Sie wissen doch, daß ich Ihnen nicht erzählen

kann, was tagsüber passiert ist.«

»Ich glaube, daß Sie das recht gut können. Hier ist irgend etwas faul, und Sie spielen eine Hauptrolle in dieser Komödie. Sie haben mich vor dem Acme Building angesprochen, Mr. Hoag. Was haben Sie zu mir gesagt?«

»Vor dem Acme Building? Ich weiß nichts davon. War ich dort?«

»Sie waren allerdings dort, verdammt noch mal! Und Sie haben mich irgendwie hereingelegt - betäubt oder hypnotisiert oder sonst etwas. Warum?«

Hoag starrte Randalls Gesicht an, zuckte vor dem drohenden Ausdruck zusammen und sah rasch zu Cynthia hinüber. Aber ihr Gesicht war ausdruckslos; sie wollte nichts mit dieser Sache zu schaffen haben. Er wandte sich hoffnungslos an Randall. »Mister Randall, glauben Sie mir ... ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Vielleicht war ich vor dem Acme Building. Aber wenn ich dort war und irgend etwas getan habe, weiß ich nichts davon.«

Seine Worte klangen so ernsthaft und aufrichtig, daß Randall in seiner eigenen Überzeugung wankend wurde. Und trotzdem ... verdammt noch mal, irgend jemand hatte ihn in eine Sackgasse geführt. Er versuchte es mit einer anderen Methode. »Mr. Hoag, wenn Sie es so ehrlich mit mir meinen, wie Sie immer behaupten, haben Sie bestimmt nichts gegen einen kleinen Versuch.« Er holte ein silbernes Zigarettenetui aus der Innentasche seiner Jacke, öffnete es und polierte die spiegelglatte Innenfläche mit seinem Taschentuch. »Bitte sehr, Mr. Hoag.«

»Was wollen Sie?«

»Ihre Fingerabdrücke, Mr. Hoag.«

Hoag war sichtlich verblüfft, schluckte mehrmals und fragte dann leise:

»Wozu brauchen Sie meine Fingerabdrücke?«

»Warum zögern Sie noch?« erkundigte Randall sich. »Da Sie angeblich nichts auf dem Gewissen haben, schadet Ihnen das doch nichts!«

»Sie wollen mich der Polizei übergeben!« warf Hoag ihm vor.

»Dazu habe ich keinen Grund. Ich weiß von keinem Verbrechen, daß Sie begangen haben könnten. Bekomme ich Ihre Fingerabdrücke?«

»Nein!«

Randall trat drohend einen Schritt näher. »Hätten Sie gern zwei gebrochene Arme, Mr. Hoag?« fragte er finster.

Hoag sah ängstlich zu ihm auf und zuckte zusammen. Aber er streckte nicht die Hände aus, um sich die Fingerabdrücke abnehmen zu lassen. Er zog die Schultern hoch, senkte den Kopf und hielt die Hände an die Brust gedrückt. Randall spürte eine Hand auf seinem Arm. »Das reicht, Teddy. Komm, wir gehen jetzt.«

Hoag sah auf. »Ja«, sagte er heiser. »Verschwinden Sie. Lassen Sie sich

nicht wieder blicken.«

»Komm endlich, Teddy.«

»Augenblick! Ich bin noch nicht ganz fertig, Liebling. Mr. Hoag!«

Der kleine Mann mußte sich spürbar zusammenreißen, um Randall in die Augen zu sehen.

»Mr. Hoag, Sie haben das Privatsanatorium St. George schon zweimal als Ihre frühere Alma mater bezeichnet. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich weiß, daß es kein Sanatorium dieses Namens gibt!«

Hoag schien wieder ehrlich verblüfft zu sein. »Natürlich gibt es eines«, widersprach er. »Ich war schließlich selbst ... Zumindest hat man mir diesen Namen genannt«, fügte er hinzu.

»Pah!« Randall wandte sich ab. »Komm, Cynthia!«

Als sie im Aufzug allein waren, fragte sie ihn: »Warum hast du so reagiert, Teddy?«

»Weil ich sauer bin, wenn ein Klient mich hereinlegen will«, erklärte er ihr erbittert. »Ich habe nichts gegen Schwierigkeiten, aber das lasse ich mir nicht gefallen! Hoag hat uns Lügen aufgetischt, uns behindert und mich vor dem Acme Building mit irgendeinem Taschenspielertrick überlistet. Ich vertrage es nicht, wenn ein Klient solche Mätzchen macht; so nötig habe ich sein Geld nämlich nicht.«

»Ich gebe es ihm jedenfalls gern zurück«, antwortete Cynthia seufzend. »Ich bin froh, wenn wir nichts mehr mit ihm zu tun haben.«

»Was soll das heißen? Wer hat davon gesprochen, daß er sein Geld zurück bekommt? Er bekommt nichts zurück - sondern ich werde es mir verdienen!«

Die Kabine kam im Erdgeschoß an, aber Cynthia öffnete sie nicht. »Teddy? Was soll das heißen?«

»Er hat mir den Auftrag gegeben, ihn zu beschatten und festzustellen, was er tut. Genau das habe ich vor, verdammt noch mal.«

Er wartete auf ihren Kommentar, aber sie äußerte sich nicht dazu. »Okay«, meinte er dann, »du brauchst schließlich nichts damit zu tun zu haben.«

»Das wird sich nicht vermeiden lassen, wenn du bei deinem Plan bleibst. Weißt du nicht mehr, was du mir versprochen hast?«

»Was habe ich dir versprochen?« fragte Randall scheinbar ahnungslos.

»Das weißt du recht gut!«

»Hör zu, Cyn ... ich will nur irgendwo in der Nähe bleiben, bis er herauskommt, und ihn dann beschatten. Das dauert vielleicht den ganzen Tag lang. Unter Umständen läßt er sich gar nicht blicken.«

»Gut, ich warte mit dir.«

»Einer von uns müßte aber im Büro sein«, wandte Randall ein.

»Du gehst ins Büro«, schlug sie vor. »Und ich beschatte Hoag.«



»Das ist doch lächerlich! Du ...« Die Kabine bewegte sich nach oben. »Da will jemand fahren.« Er drückte auf den Haltknopf und ließ die Kabine dann wieder ins Erdgeschoß zurückkehren. Diesmal traten sie gleich ins Foyer hinaus.

Neben dem Eingang des Apartmenthauses befand sich ein Warteraum für Besucher. Randall führte Cynthia dort hinein. »Okay, hier können wir uns aussprechen«, schlug er vor.

»Wir sind uns doch längst einig«, behauptete sie.

»Gut, meinetwegen. Dann müssen wir uns jetzt einen guten Beobachtungsplatz suchen.«

»Warum bleiben wir nicht gleich hier? Wir können uns hinsetzen und warten, bis Hoag an uns vorbeikommt. Für ihn gibt es keine andere Möglichkeit, das Gebäude zu verlassen.«

»Einverstanden.«

Der Aufzug war sofort wieder nach oben gefahren. Jetzt hörten sie ein dumpfes Poltern, das seine Rückkehr ankündigte. »Paß gut auf, Kleine!« flüsterte Randall seiner Frau zu.

Sie nickte und trat etwas weiter in den Raum zurück. Randall blieb so stehen, daß er die Fahrstuhlür in einem Zierspiegel beobachten konnte, der an der Rückwand des Warteraums hing. »Kommt Hoag?« erkundigte Cynthia sich leise.

»Nein«, flüsterte er, »ein größerer Mann. Anscheinend hat er ...« Randall sprach nicht weiter, sondern griff plötzlich nach ihrem Handgelenk.

Cynthia sah Jonathan Hoag an der offenen Tür des Warteraums vorbeieilen. Der kleine Mann sah nicht in ihre Richtung; er ging geradeaus weiter zum Ausgang. Als die Tür sich hinter ihm schloß, ließ Randall Cynthias Arm los.

»Das hätte ich beinahe verpatzt«, gab er verlegen lächelnd zu.

»Was war los?«

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich war der Spiegel daran schuld. Irgendeine Verzerrung, nehme ich an. Komm, wir müssen hinterher, Liebling.«

Als sie ins Freie trugen, erreichte Hoag eben den Gehsteig und wandte sich wie am Tag zuvor nach links.

Randall blieb zögernd stehen. »Ich glaube, wir müssen riskieren, daß er uns sieht. Ich möchte ihn nicht aus den Augen verlieren.«

»Könnten wir ihm nicht ebensogut in einem Taxi folgen? Falls er mit einem Bus fährt, ist die Verfolgung im Taxi leichter, weil wir nicht versuchen müssen, den gleichen Bus zu erreichen.« Cynthia wollte nicht einmal sich selbst gegenüber zugeben, daß es ihr darauf ankam, nicht in Hoags Nähe zu geraten.

»Nein, vielleicht fährt er heute nicht mit dem Bus. Komm!«

Es war nicht schwierig, Hoag zu folgen. Der kleine Mann ging rasch, aber

nicht zu rasch die Straße entlang. An der Bushaltestelle, wo er am Tag zuvor eingestiegen war, kaufte er sich eine Zeitung und nahm auf der Bank Platz. Randall und Cynthia gingen hinter ihm vorbei und postierten sich im Schutz eines Ladeneingangs.

Als der Bus kam, stieg Hoag wie am Vortag aufs Oberdeck hinauf; Randall und Cynthia blieben unten. »Anscheinend hat er das gleiche Ziel wie gestern«, stellte Randall fest. »Heute erwischen wir ihn, Kleine!«

Cynthia äußerte sich nicht dazu.

Als der Bus die Haltestelle in der Nähe des Acme Buildings erreichte, hielten sie sich zum Aussteigen bereit - aber Hoag kam nicht herunter. Der Bus fuhr ruckartig an; sie setzten sich wieder. »Was hat er bloß vor?« murmelte Randall vor sich hin. »Glaubst du, daß er uns gesehen hat?«

»Vielleicht ist er uns entwischt«, meinte Cynthia.

»Wie denn? Glaubst du, daß er vom Bus gesprungen ist? Pah!«

»Nein, das wollte ich nicht sagen. Aber wenn zwei Busse an einer Ampel nebeneinander stehen, kann man von einem Oberdeck zum anderen hinüberklettern. Ich habe schon einmal gesehen, wie ein Mann über das Geländer gestiegen ist. Wenn man das ziemlich weit hinten tut, merkt kein Mensch etwas davon.«

Randall runzelte nachdenklich die Stirn. »Ich weiß ziemlich sicher, daß bisher kein anderer Bus neben uns gehalten hat. Er könnte natürlich auf einen Lastwagen geklettert sein, obwohl der Teufel wissen mag, wie er von dort oben wieder herunterkäme.« Er rutsche unruhig auf seinem Sitz hin und her. »Weißt du, was ich am liebsten täte? Ich möchte nach oben gehen und mich rasch umsehen.«

»Und ihm auf der Treppe begegnen? Das sähe dir wieder ähnlich, Schlaukopf!«

Randall zuckte mit den Schultern. Der Bus fuhr einige Straßen weiter. »Jetzt kommen wir bald zu uns«, stellte Randall fest.

Cynthia nickte schweigend. Sie hatte natürlich ebenfalls erkannt, daß ihr Büro in einem Gebäude an der übernächsten Ecke lag. Jetzt nahm sie ihre Puderdose aus der Handtasche und puderte sich die Nase - zum achtenmal während der Fahrt. In dem kleinen Spiegel konnte sie die Passagiere beobachten, die hinter ihnen ausstiegen. »Da ist er, Teddy!«

Randall sprang sofort auf, lief den Gang entlang und winkte dem Schaffner zu. Der Mann machte ein böses Gesicht, gab dem Fahrer aber noch nicht das Zeichen zur Abfahrt. »Warum passen Sie nicht auf, wo Sie aussteigen wollen?«

»Tut mir leid«, entschuldigte Randall sich, »aber ich bin hier selbst fremd. Komm, Cyn!«

Ihr Mann betrat eben das Gebäude, in dem ihr eigenes Büro lag. Randall

blieb stehen. Das kommt mir irgendwie merkwürdig vor, Kleine.«

»Was sollen wir tun?«

»Wir müssen hinterher«, entschied er.

Sie eilten weiter. Hoag war nicht mehr im Foyer. Das Midway-Copton Building ist weder groß noch luxuriös - sonst hätten sie sich dort kein Büro leisten können. Es hat nur zwei Aufzüge. Der eine stand leer im Erdgeschoß; der andere bewegte sich eben nach oben, wie die Leuchtziffern anzeigten.

Randall trat an die offene Kabine. »Wie viele Leute sind drüben nach oben gefahren, Jimmie?« fragte er den Fahrstuhlführer.

»Zwei«, antwortete der junge Mann.

»Bestimmt nicht mehr?«

»Todsicher nicht. Ich hab' noch mit Bert gesprochen, bevor er abgefahren ist. Mr. Harrison und ein anderer Mann. Warum?«

Randall drückte ihm einen Quarter in die Hand. »Schon gut«, sagte er und behielt die Leuchtziffern der anderen Kabine im Auge. »Wohin fährt Mr. Harrison?«

»In den siebenten Stock.« Eben leuchtete diese Ziffer auf.

»Prima.« Die Ziffer erlosch. Dann folgten acht, neun und zehn. Randall schob Cynthia in die Kabine. »Zu uns hinauf, Jimmie!« verlangte er.

Ein Leuchtsignal zeigte an, daß im vierten Stock jemand nach oben fahren wollte. Jimmie streckte die Hand nach den Knöpfen aus, aber Randall hielt ihn am Arm fest. »Diesmal nicht, Jim.«

Der Fahrstuhlführer zuckte mit den Schultern und gehorchte.

Der Korridor im zehnten Stock war leer. Randall sah sich nach rechts und links um, aber Hoag schien spurlos verschwunden zu sein. Er wandte sich an Cynthia. »Okay, du siehst drüben nach, Cyn«, sagte er und ging selbst den rechten Korridor entlang, in dem ihr Büro lag.

Cynthia befolgte seine Anweisung, ohne dabei Schlimmes zu ahnen. Sie war davon überzeugt, daß Hoag zu ihrem Büro unterwegs war, wenn er sich schon bis hierher vorgewagt hatte. Aber sie hielt sich an Teddys Befehle, wenn es wirklich um etwas ging. Er wollte, daß sie den linken Korridor durchsuchte; folglich tat sie es auch.

Das Midway-Copton Building hat einen H-förmigen Grundriß, wobei die Aufzüge sich an den Endpunkten des Querbalkens befinden. Cynthia wandte sich nach links, um den anderen Flügel des Gebäudes zu erreichen, und sah dann nach links - in dieser Sackgasse hielt sich niemand auf. Sie drehte sich um - auch dort niemand. Ihr fiel ein, daß Hoag auf die Feuerleiter hinausgeklettert sein könnte; die Feuerleiter befand sich in der Richtung, in die sie zuerst geblickt hatte, an der Rückwand des Gebäudes. Aber die Gewohnheit hatte Cynthia einen Streich gespielt. Sie war an den anderen

Flügel gewöhnt, in dem ihr Büro lag, und dort war alles spiegelbildlich angeordnet, so daß sie erst umdenken mußte.

Cynthia war drei oder vier Schritte auf das Ende des Korridors zugegangen, das zur Straße hinausführte, bevor ihr klar wurde, daß sie sich geirrt hatte - an diesem offenen Fenster führte bestimmt keine Feuerleiter vorbei. Sie stieß einen ungeduldigen Laut aus, weil sie sich über ihre eigene Dummheit ärgerte, und kehrte um.

Hoag stand dicht hinter ihr. Sie fuhr entsetzt zusammen.

Hoag lächelte nur mit den Lippen. »Ah, Mrs. Randall!«

Cynthia sagte nichts - ihr fiel nichts ein, was sie hätte sagen können. Sie hatte eine kleine Pistole in ihrer Handtasche und mußte jetzt mit der Versuchung kämpfen, die Waffe herauszuholen und wild um sich zu knallen. Als sie noch bei der weiblichen Kriminalpolizei gewesen war, hatte sie zwei Belobigungen für Tapferkeit bei gefährlichen Festnahmen erhalten - aber jetzt fühlte sie sich keineswegs tapfer.

Hoag trat einen Schritt auf sie zu. »Sie wollten mich sprechen, nicht wahr?«

Cynthia wich vor ihm zurück. »Nein«, sagte sie atemlos. »Nein!«

»Doch, das wollten Sie! Sie haben damit gerechnet, mich in Ihrem Büro vorzufinden, aber ich ziehe einen anderen Treffpunkt vor - hier!«

Der Korridor war menschenleer. Cynthia hörte weder Schreibmaschinengeklapper noch Stimmen aus den umliegenden Büros. Die lackierten Türen schienen sie feindselig anzustarren. Nur von der tief unter Cynthia liegenden Straße drangen Geräusche herauf - gedämpft, entfernt und nutzlos.

Hoag kam wieder näher. »Sie wollten meine Fingerabdrücke, nicht wahr? Sie wollten sie überprüfen lassen, um mehr über mich zu erfahren. Sie und Ihr verdammter neugieriger Mann.«

»Lassen Sie mich in Ruhe!«

Hoag lächelte noch immer. »Warum denn? Sie wollten meine Fingerabdrücke - jetzt können Sie sie haben.« Er hob die Arme, spreizte die Finger und griff nach ihr. Cynthia wich entsetzt vor seinen Krallen zurück. Hoag wirkte nicht mehr klein; er schien größer und breiter geworden zu sein - größer als Teddy. Seine Augen starrten auf sie herab.

Cynthia stieß mit dem Absatz gegen eine Mauer. Sie erkannte, daß sie am Ende des Korridors angelangt war. Hoag hatte sie in eine Sackgasse getrieben.

Seine Hände kamen immer näher. »Teddy!« kreischte sie. »Hilfe! Teddy!« Teddy beugte sich über sie und schlug ihr ins Gesicht. »Laß das!« sagte Cynthia empört. »Du tust mir weh!«

Er seufzte erleichtert auf. »Puh!« sagte er. »Du hast mich nicht schlecht erschreckt, Liebling. Du warst minutenlang ohnmächtig.«

»Hmm.«

»Weißt du, wo ich dich gefunden habe? Dort!« Randall zeigte auf eine Stelle genau unter dem offenen Fenster. »Wenn du anders gefallen wärest, müßte ich jetzt einen Sarg für dich bestellen. Was ist passiert? Ist dir schwindlig geworden, als du dich hinausgelehnt hast?«

»Hast du ihn nicht erwischt?«

Randall warf ihr einen bewundernden Blick zu. »Das nenne ich beruflichen Ehrgeiz! Nein, aber viel hat nicht gefehlt. Ich habe ihn von der ersten Ecke aus gesehen und bin noch einen Augenblick stehengeblieben, um zu beobachten, was er vorhatte. Hättest du dann nicht gekreischt, hätte ich ihn nämlich überrascht.«

»Wenn ich nicht gekreischt hätte?«

»Klar. Er hat sich an unserer Bürotür zu schaffen gemacht und wollte offenbar das Schloß mit einem Dietrich öffnen, als ...«

»Wer?« unterbrach Cynthia ihn.

Randall starrte sie überrascht an. »Natürlich Hoag ... Liebling! Komm endlich zu dir! Du wirst doch nicht etwa wieder ohnmächtig?«

Sie holte tief Luft. »Nein, mir geht's ganz gut«, erwiderte sie grimmig.

»Jedenfalls jetzt, solange du in meiner Nähe bist. Bring mich bitte ins Büro.«

»Soll ich dich tragen?«

»Nein, gib mir nur deine Hand.« Er half ihr auf und klopfte ihr Kleid ab.

»Schon gut, schon gut«, wehrte sie ab. »Das hat Zeit bis später.«

Randall führte sie in ihr Büro, setzte sie in einen Sessel, holte ein feuchtes Handtuch und legte es Cynthia auf die Stirn. »Besser?« fragte er besorgt.

»Mir fehlt nichts - physisch. Aber ich möchte etwas klarstellen. Du hast gesehen, daß Hoag in unser Büro eindringen wollte?«

»Richtig«, stimmte er zu. »Nur gut, daß wir ein Sicherheitsschloß an der Tür haben.«

»Und während du ihn beobachtet hast, habe ich um Hilfe gerufen?«

»Ja, natürlich. Ich habe allerdings nur meinen Namen gehört, aber ...«

Sie klopfte schweigend einen Trommelwirbel mit den Fingern auf der Armlehne ihres Sessels.

»Was ist los, Cyn?«

»Nichts. Gar nichts, aber ... ich habe gekreischt, weil Hoag mich erwürgen wollte!«

Randall brauchte erstaunlich lange, um wenigstens »Ha?« zu sagen.

»Ja, ich weiß, Liebling«, stimmte sie zu. »Das ist die Wahrheit - die aber unmöglich stimmen kann. Irgendwie hat er uns wieder hereingelegt. Aber ich schwöre dir, daß er mich erwürgen wollte. Oder ich habe es mir zumindest eingebildet.« Sie schilderte ihm ihr Erlebnis mit Hoag in allen

Einzelheiten. »Was hat das zu bedeuten?«

»Das wüßte ich auch gern«, antwortete Randall und rieb sich das Gesicht.

»Das wüßte ich wirklich gern! Hätten wir nicht schon diese Sache im Acme Building erlebt, würde ich annehmen, du seist ohnmächtig geworden und etwas benommen aufgewacht. Aber jetzt weiß ich nicht, wer von uns beiden spinnt. Ich habe mir wirklich eingebildet, ihn zu sehen.«

»Vielleicht sind wir beide übergeschnappt. Wahrscheinlich brauchen wir beide einen guten Psychiater.«

»Beide? Können zwei Menschen auf gleiche Weise verrückt werden? Wäre es nicht einer oder der andere?«

»Nicht unbedingt. Unser Fall ist selten, aber er kommt immerhin vor. Folie a deux.«

»Folie adöb?«

»Ansteckende Verrücktheit. Die schwachen Punkte zweier Menschen passen zusammen, und die beiden machen sich gegenseitig noch verrückter.« Cynthia erinnerte sich an einige Fälle, von denen sie gehört hatte. Gewöhnlich war einer der beiden Kranken die dominierende Persönlichkeit - aber sie hielt es für besser, diese Tatsache nicht zu erwähnen, da sie aus verständlichen Gründen nicht zugeben wollte, wen sie für die dominierende Persönlichkeit in ihrer Ehe hielt.

»Vielleicht brauchen wir einen längeren Erholungsurlaub«, meinte Randall nachdenklich. »Irgendwo an der Golfküste, wo man am Strand liegen und in der Sonne braten kann.«

»Das ist auf jeden Fall eine gute Idee«, stimmte sie zu. »Ich begreife sowieso nicht, wie man es überhaupt in einer schmutzigen und häßlichen Stadt wie Chicago aushalten kann. Wie kann man nur freiwillig hier leben?«

»Wieviel Geld haben wir?«

»Ungefähr achthundert Dollar, wenn wir die Steuern bezahlt und alle Rechnungen beglichen haben. Und die fünfhundert von Hoag, wenn du sie mitzählen willst.«

»Ich finde, daß wir sie verdient haben«, stellte Randall grimmig fest. »Hör mal, Liebling! Haben wir das Geld wirklich? Vielleicht war das auch nur ein Betrug.«

»Willst du damit sagen, daß es Mister Hoag vielleicht nie gegeben hat und daß bald eine nette Krankenschwester mit dem Mittagessen hereinkommen wird?«

»Hmm ... so ähnlich. Hast du das Geld?«

»Ich glaube, daß ich es habe. Augenblick!« Cynthia ließ ihre Handtasche aufschnappen, öffnete das Reißverschlußfach und griff hinein. »Ja, es ist hier. Wunderhübsche grüne Scheine. Komm, wir machen Urlaub, Teddy. Ich weiß ohnehin nicht, warum wir in Chicago bleiben.«

»Weil wir hier unser Detektivbüro haben«, erklärte er ihr. »Davon leben wir schließlich. Dabei fällt mir übrigens ein, daß ich mich erkundigen muß, ob für uns angerufen worden ist.« Randall streckte die Hand nach dem Telefon auf Cynthias Schreibtisch aus. Dabei fiel sein Blick auf das in ihre Schreibmaschine eingespannte Blatt Papier. Er schwieg verblüfft und sagte dann heiser: »Cyn, komm bitte her. Sieh dir das an.«

Sie stand sofort auf, ging um den Schreibtisch herum und sah ihm über die Schulter. In die Maschine war einer ihrer Briefbogen eingespannt, auf den jemand eine Zeile getippt hatte: NEUGIER WAR DER KATZE TOD

Cynthia schwieg betroffen und mußte sich zusammenreißen, um nicht am ganzen Leib zu zittern.

»Hast du das geschrieben, Cyn?« erkundigte Randall sich jetzt.

»Nein.«

»Bestimmt nicht?«

»Ganz sicher nicht.« Sie wollte das Blatt aus der Maschine nehmen, aber Randall hielt ihre Hand fest. »Nicht anfassen! Fingerabdrücke.«

»Meinetwegen«, stimmte sie zu. »Aber ich habe das Gefühl, daß du daran keine Abdrücke finden wirst.«

»Vielleicht nicht.«

Trotzdem nahm Randall einen Zerstäuber aus der untersten Schublade seines Schreibtisches und stäubte das Papier und die Maschine ein - in beiden Fällen ergebnislos. Auf der Schreibmaschine waren nicht einmal Cynthias Fingerabdrücke zu erkennen, die das Ergebnis hätten beeinträchtigen können. Cynthia war so gewissenhaft, daß sie ihre Maschine jeden Abend reinigte und abwischte.

Während Randall arbeitete, stellte Cynthia fest: »Anscheinend hast du ihn nicht gesehen, als er einbrechen, sondern als er ausbrechen wollte.«

»Oh? Und wie soll er das geschafft haben?«

»Er hat das Schloß irgendwie geöffnet, nehme ich an.«

»Nicht unser Schloß! Du vergißt, daß unser Schloß zu Mr. Yales berühmtesten Erfindungen gehört. Man kann es vielleicht aufbrechen, aber es läßt sich bestimmt nicht mit einem Dietrich öffnen.«

Cynthia gab keine Antwort - ihr fiel keine ein. Randall starrte die Schreibmaschine an, als könne sie ihm erzählen, was geschehen war, richtete sich dann auf und verstaute das Gerät wieder in der untersten Schreibtischschublade. »An dieser Sache ist etwas oberfaul«, verkündete er und begann zwischen Tür und Fenster auf und ab zu gehen.

Cynthia nahm ein Staubtuch aus ihrem Schreibtisch und wischte damit die Maschine ab, bevor sie sich hinsetzte und Randall beobachtete. Sie schwieg wohlweislich, solange er nachdachte. Ihr Gesichtsausdruck war besorgt, Cynthia machte sich um sie beide Sorgen.

»Das muß aufhören, Cyn!« stellte Randall plötzlich fest.

»Einverstanden«, stimmte sie zu. »Dafür können wir selbst sorgen.«

»Wie?«

»Wir machen einfach Urlaub.«

Randall schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht einfach weglaufen. Ich muß wissen, was hinter diesen Vorfällen steckt.«

Cynthia seufzte. »Das möchte ich lieber gar nicht erfahren. Warum findest du es so schlimm, vor etwas wegzulaufen, gegen das wir nichts ausrichten können?«

Er blieb stehen und sah auf sie herab. »Was ist los mit dir, Cyn? Sonst hast du doch auch nie Angst gehabt.«

»Richtig«, stimmte sie langsam zu, »ich habe eigentlich nie Angst gehabt. Aber ich hatte eben keinen Grund dazu. Sieh mich an, Teddy - du weißt doch, daß ich kein empfindliches Weibchen bin. Ich erwarte nicht, daß du eine Rauferei beginnst, nur weil jemand mich in einem Restaurant anquatscht. Ich kreische nicht entsetzt auf, wenn ich Blut sehe, und ich erwarte nicht von dir, daß du dir andere Ausdrücke angewöhnst, die meine zarten Ohren nicht verletzen. Und habe ich dich beruflich schon einmal im Stich belassen? Durch Feigheit, meine ich. Kannst du das behaupten?«

»Nein, natürlich nicht! Das wollte ich auch gar nicht sagen!«

»Aber diesmal haben wir es mit einem anderen Fall zu tun. Ich hatte eine Pistole in der Handtasche, Teddy - aber ich konnte sie einfach nicht herausholen. Das kann ich dir nicht erklären, aber es stimmt trotzdem. Ich konnte einfach nicht!«

Randall fluchte. »Ich wollte, ich hätte ihn gesehen!« Er schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Ich hätte sofort geschossen!«

»Wirklich, Teddy?« Als Cynthia seinen Gesichtsausdruck sah, sprang sie auf und küßte ihn impulsiv. »Oh, ich meine nicht, daß du Angst gehabt hättest! Du weißt doch, daß ich das nicht meine! Du bist tapfer, du bist stark, und ich halte dich für intelligent. Aber überleg doch selbst, Liebling - gestern hat er dich an der Nase herumgeführt und dir Dinge vorgegaukelt, die gar nicht existierten. Warum hast du da nicht geschossen?«

»Ich hatte keinen Grund.«

»Genau das meine ich! Du hast gesehen, was du sehen solltest. Wie kannst du gegen etwas ankämpfen, wenn deine eigenen Augen dich täuschen?«

»Verdammt noch mal, das brauchen wir uns doch nicht gefallen zu lassen!«

»Tatsächlich nicht? Soll ich dir einmal aufzählen, was er alles kann?«

Cynthia zählte die Punkte an den Fingern ab. »Er kann sich gleichzeitig an zwei Orten aufhalten. Er kann erreichen, daß wir zur gleichen Zeit verschiedene Dinge sehen - vor dem Acme Building, wie du dich bestimmt erinnerst. Er kann dir suggerieren, du seist in einem imaginären Stockwerk



in einem imaginären Büro gewesen. Er kann durch verschlossene Türen gehen, um dahinter auf einer Schreibmaschine zu schreiben. Und er hinterläßt keine Fingerabdrücke. Was beweist das alles wohl?«

Randall machte eine ungeduldige Handbewegung. »Das klingt alles unsinnig. Oder nach Zauberkunststücken. Aber ich glaube nicht an Hexerei.«

»Ich auch nicht.«

»Dann spinnen wir also beide«, stellte Randall fest. Er lachte humorlos.

»Vielleicht. Falls es sich um Hexerei handelt, gehen wir am besten zu einem Geistlichen ...«

»Ich habe dir doch schon gesagt, daß ich nicht daran glaube!«

»Schon gut, Liebling. Falls es sich um die andere Möglichkeit handelt, hat es keinen Zweck, Mr. Hoag zu beschatten. Ein Mann mit Delirium tremens kann die Schlangen, die er sieht - oder zu sehen glaubt -, nicht einfangen und in den Zoo bringen. Er braucht einen Arzt - und wir gehen vielleicht am besten auch zu einem.«

Randall schnalzte mit den Fingern. »He, da fällt mir etwas ein!«

»Was denn?«

»Du hast mich eben an etwas erinnert, das ich ganz vergessen hatte. Was ist mit Hoags Arzt? Wir haben uns gar nicht um ihn gekümmert.«

»Doch, du hast es schon versucht. Weißt du das nicht mehr? Er existiert nicht.«

»Ich spreche nicht von Dr. Rennault. Ich meine Dr. Potbury, bei dem er wegen der Masse unter seinen Fingernägeln war.«

»Glaubst du, daß Hoag wirklich bei ihm gewesen ist?« fragte Cynthia zweifelnd. »Ich dachte, das sei nur eine seiner vielen Lügen.«

»Ich auch«, gab Randall zu. »Aber ich finde, daß wir keine Möglichkeit außer acht lassen dürfen.«

»Ich möchte wetten, daß es keinen Arzt dieses Namens gibt.«

»Vielleicht hast du recht, Liebling, aber wir müssen uns davon überzeugen.

Gib mir das Telefonbuch.« Cynthia gab es ihm; Randall blätterte es auf der Suche nach dem Buchstaben P durch. »Po ... Pot... Potbury. Gleich eine halbe Spalte. Aber kein Arzt«, murmelte er vor sich hin. »Gib mir auch das Branchenverzeichnis; Ärzte geben manchmal nur die Adresse ihrer Praxis an.« Er blätterte weiter. »Verdammt viele Ärzte - ah, da steht er ja! >Potbury P. T. Dr. med.< Na, was sagst du dazu?«

»Das könnte er sein«, gab Cynthia zu.

»Worauf warten wir eigentlich noch? Komm, wir erkundigen uns gleich an Ort und Stelle.«

»Ready!«

»Warum denn nicht?« fragte er erstaunt. »Potbury ist doch nicht Hoag ...«

»Weißt du das bestimmt?«

»Ha? Wie meinst du das? Glaubst du, daß Potbury in diesen Schwindel verwickelt sein könnte?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich möchte unseren Mr. Hoag und alles, was mit ihm zusammenhängt, am liebsten einfach vergessen.«

»Aber dabei ist doch nichts, Liebling! Ich setze mich einfach in den Wagen, fahre dorthin, stelle dem ehrenwerten Mr. Potbury ein paar simple Fragen und bin zum Mittagessen wieder hier.«

»Unser Wagen steht mit einem Ventilschaden in der Werkstatt; das weißt du doch auch.«

»Okay, dann fahr' ich eben mit der Hochbahn. Die ist ohnehin schneller.«

»Wenn du darauf bestehst, fahren wir beide mit der Hochbahn. Wir bleiben zusammen, Teddy.«

Er zupfte an der Unterlippe. »Vielleicht hast du recht. Wir wissen schließlich nicht, wo Hoag steckt. Wenn du lieber ...«

»Ich begleite dich lieber«, stimmte Cynthia zu. »Vorhin waren wir nur für kurze Zeit voneinander getrennt - und du hast selbst erlebt, was passiert ist.«

»Ja, du hast natürlich recht. Ich möchte nicht, daß dir etwas zustößt, Kleine.«

Cynthia schüttelte den Kopf. »Es geht nicht um mich; es geht um uns, Teddy. Falls uns etwas zustößt, möchte ich es nicht besser oder schlechter als du haben.«

»Einverstanden«, antwortete er ernsthaft. »In Zukunft bleiben wir beieinander. Soll ich dir lieber Handschellen anlegen?«

»Nein, das ist nicht nötig. Ich bleibe auch so in deiner Nähe.«

## 6

Potburys Praxis lag im Süden der Stadt jenseits der Universität. Die Gleise der Hochbahn führten meilenweit an Apartmenthäusern vorbei. Normalerweise achtete man nicht auf diesen Anblick, aber heute starrte Cynthia melancholisch aus dem Fenster und sah, wie häßlich diese alten Wohnblocks von der Rückseite aus waren.

Sie dachte an den Urlaub mit Teddy; an frische Luft und Sonnenschein. Warum sollten sie in Chicago bleiben? Womit konnte diese Stadt ihre Existenz rechtfertigen? Sie besaß nur einen sehenswerten Boulevard, ein anständiges Wohnviertel im Norden, wo allerdings nur Reiche leben konnten, zwei Universitäten und einen See. Der Rest bestand aus einem endlosen Gewirr schmutziger Straßen. Die ganze Stadt glich einem einzigen großen Schlachthof.

Die Wohnblocks wichen zurück, um einem Rangierbahnhof der Hochbahn Platz zu machen; der Zug bog nach links ab und fuhr in östlicher Richtung weiter. Einige Minuten später stiegen sie an der Haltestelle Stoney Island aus. Cynthia war froh, nicht mehr die deprimierenden Hinterhöfe sehen zu müssen, obwohl sie dafür jetzt den Lärm und den schäbigen Kommerzialisismus der 63rd Street ertragen mußte.

Potburys Praxisräume führten zur Straße hinaus und boten einen prächtigen Blick auf die Hochbahngleise und die Züge. Ein praktischer Arzt, der sich in dieser Gegend niederließ, konnte sicher sein, daß er nie zuwenig Arbeit und nie zuviel Geld haben würde. Das muffige kleine Wartezimmer war voll besetzt, aber Potbury arbeitete rasch; sie brauchten nicht lange zu warten.

Der Arzt sah auf, als sie beide hereinkamen. »Wer von Ihnen ist der Patient?« erkundigte er sich. Seine Stimme klang leicht gereizt.

Randall und Cynthia hatten sich vorgenommen, Cynthias Ohnmachtsanfall als Ausrede für die Konsultation zu benutzen, um dann wie zufällig von Hoag zu sprechen. Aber Potburys nächste Bemerkung vereitelte diesen Plan von Cynthias Standpunkt aus. »Wer nicht krank ist, wartet gefälligst draußen. Ich veranstalte hier keine Massenversammlungen.«

»Meine Frau ...«, begann Randall, aber Cynthia legte ihm warnend eine Hand auf den Arm.

»Meine Frau und ich«, wiederholte er gelassen, »möchten Ihnen ein paar Fragen stellen, Doktor.«

»Ja? Los, heraus damit!«

»Sie haben einen Patienten - einen Mr. Hoag ...«

Potbury stand hastig auf, ging an die Tür zum Wartezimmer und überzeugte sich davon, daß sie wirklich fest verschlossen war. Dann blieb er mit dem Rücken zur Tür stehen, als wolle er den Ausgang blockieren. »Was ist mit Hoag?« fragte er drohend.

Randall zeigte ihm seinen Ausweis. »Sie sehen also selbst, daß ich das Recht habe, solche Fragen zu stellen«, fügte er hinzu. »Meine Frau hat übrigens auch eine Lizenz.«

»Was haben Sie mit... mit dem Mann, von dem Sie gesprochen haben, zu schaffen?«

»Wir stellen bestimmte Ermittlungen für ihn an. Ich hoffe, daß Sie es zu würdigen wissen, daß wir nichts vor Ihnen geheimzuhalten versuchen, Doktor.«

»Sie arbeiten für ihn?«

»Ja und nein. Wir versuchen bestimmte Tatsachen festzustellen, die ihn betreffen, aber er ist über unsere Bemühungen informiert; wir arbeiten keineswegs hinter seinem Rücken. Wenn Sie wollen, können Sie ihn anrufen und sich danach erkundigen.« Randall machte diesen Vorschlag,

weil er ihn für angebracht hielt; er hoffte jedoch, daß Potbury nicht darauf eingehen würde.

Das tat Potbury auch nicht, aber seine Weigerung war keineswegs ermutigend. »Ich soll mit ihm sprechen? Kommt nicht in Frage, solange es sich vermeiden läßt! Was sollten Sie wissen?«

»Vor einigen Tagen«, antwortete Randall langsam, »hat Hoag Ihnen einen Stoff zur Analyse gebracht. Ich möchte wissen, worum es sich dabei gehandelt hat.«

»Hmm! Ist Ihnen klar, daß ich als Arzt an meine Schweigepflicht gebunden bin? Ich muß mich sehr wundern, daß Sie überhaupt mit dieser Frage an mich herangetreten sind.«

»Ich verstehe Ihren Standpunkt, Doktor, und ich weiß, was Ihre ärztliche Schweigepflicht bedeutet. Aber in diesem Fall...«

»Sie würden gar nicht wissen wollen, worum es sich gehandelt hat!«

Randall überlegte sorgfältig. »Ich kenne auch die trüben Seiten des Lebens, Doktor, und glaube nicht, daß es noch etwas gibt, das mich schockieren könnte. Wollen Sie meine Frage nur nicht in Gegenwart meiner Frau beantworten?«

Potbury warf ihm einen prüfenden Blick zu und sah dann zu Cynthia hinüber. »Sie sehen beide nett und anständig aus«, gab er dann zu. »Anscheinend bilden Sie sich ein, nicht mehr schockiert werden zu können. Aber ich möchte Ihnen einen guten Rat geben. Offenbar stehen Sie in irgendeiner Verbindung mit diesem Mann. Trennen Sie sich von ihm! Sehen Sie zu, daß Sie nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Und fragen Sie mich nicht, was er unter den Fingernägeln hatte.«

Cynthia mußte sich beherrschen, um nicht aufzuschreien. Sie hatte sich nicht an dem Gespräch beteiligt, aber es aufmerksam verfolgt. Teddy hatte noch keine Fingernägel erwähnt.

»Warum, Doktor?« fragte Randall hartnäckig.

Potbury machte eine ungeduldige Handbewegung. »Offenbar sind Sie ein ziemlich begriffsstutziger junger Mann. Ich möchte Ihnen etwas sagen: Wenn Sie nicht mehr von diesem Hoag wissen, als Sie zu wissen scheinen, haben Sie keinen Begriff von der Abscheulichkeit, die auf dieser Welt möglich ist. In diesem Fall sind Sie sogar zu beneiden. Es ist viel, viel besser, nichts davon zu ahnen.«

Randall zögerte, weil er merkte, daß er den Argumenten des Arztes nichts entgegenzusetzen hatte. Aber dann sagte er: »Nehmen wir einmal an, Sie hätten recht, Doktor, und Hoag wäre tatsächlich ein Ausbund der Abscheulichkeit - warum haben Sie ihn dann nicht der Polizei übergeben?«

»Woher wissen Sie, daß ich das nicht getan habe? Aber ich will Ihre Frage beantworten, Sir. Ich habe ihn nicht der Polizei übergeben, weil das

zwecklos gewesen wäre. Die zuständigen Beamten besitzen weder genug Intelligenz noch Vorstellungsvermögen, um zu erkennen, welche Folgen seine Untaten haben könnten. Auf ihn ist kein Gesetz anwendbar - nicht heutzutage.«

»Was soll das heißen - >heutzutage<?«

»Nichts. Lassen wir das. Ich möchte nicht mehr darüber sprechen. Sie haben vorhin etwas von Ihrer Frau gesagt. Wollte sie als Patientin zu mir kommen?«

»Oh, das war nicht weiter wichtig«, warf Cynthia rasch ein.

»Nur ein Vorwand, was?« Potbury lächelte fast jovial. »Wo fehlt's denn?«

»Ich ... ich bin heute vormittag ohnmächtig geworden«, gab Cynthia zu.

»Aber jetzt geht's mir schon wieder viel besser.«

»Hmm. Sie sind nicht schwanger, wie? Ihre Augen sehen nicht danach aus. Sie scheinen ganz gesund zu sein. Vielleicht ein bißchen blutarm. Frische Luft und Sonnenschein könnten nicht schaden.« Er trat an den Schrank an der Rückwand des Behandlungszimmers und machte dort etwas zurecht. Dann kam er mit einem Wasserglas zurück, das mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit gefüllt war. »Hier - das tut Ihnen gut.«

»Was ist das?«

»Ein Stärkungsmittel. Es enthält gerade genug Alkohol, um angenehm zu schmecken.«

Cynthia zögerte noch immer und sah fragend zu Randall hinüber. Potbury sah ihren Blick und meinte: »Sie trinken nicht gern allein, was? Na, ein kleiner Schluck kann uns auch nicht schaden.« Er ging wieder an den Schrank und kam mit zwei Gläsern zurück, von denen er eines Randall gab. »Damit wir alles Unangenehme schneller vergessen!« sagte er. »Prost!« Er setzte sein Glas an und leerte es auf einen Zug.

Randall trank ebenfalls. Cynthia folgte seinem Beispiel. Das Zeug schmeckte nicht schlecht. Ein bißchen bitter, aber der Whisky - sogar sehr guter Whisky - überdeckte diesen Beigeschmack. Eine Flasche dieses Stärkungsmittels half vielleicht nicht wirklich, aber man fühlte sich danach bestimmt besser.

Potbury begleitete sie zum Ausgang. »Falls Sie noch einen ähnlichen Anfall haben sollten, kommen Sie am besten zu mir, Mrs. Randall, damit ich Sie gründlich untersuchen kann. Aber vorläufig würde ich mir keine Sorgen um Dinge machen, die nicht zu ändern sind.«

Auf der Rückfahrt stiegen sie in den letzten Wagen des Zuges und fanden einen Platz, der so weit von den übrigen Fahrgästen entfernt war, daß sie sich ungeniert unterhalten konnten. »Was hältst du davon?« fragte Randall, als sie saßen.

Cynthia runzelte die Stirn. »Das weiß ich noch nicht recht. Er kann Mr.

Hoag offenbar nicht ausstehen, aber er hat keinen Grund dafür angegeben.«

»Da bin ich anderer Meinung!«

»Warum, Teddy? Was hast du festgestellt?«

»Erstens: Potbury kennt Hoag. Zweitens: Potbury ist ängstlich darauf bedacht, uns nichts über Hoag zu erzählen. Drittens: Potbury haßt Hoag - und fürchtet ihn!«

»Oh? Wie hast du das herausbekommen?«

Randall grinste nur. »Du brauchst nur deine kleinen grauen Zellen für dich arbeiten zu lassen, mein Schatz. Ich glaube, daß ich Freund Potbury auf der Spur bin - und wenn er sich einbildet, mir soviel Angst einjagen zu können, daß ich den Fall Hoag aufgebe, hat er sich schwer geirrt!«

Cynthia wußte, daß es zwecklos war, ihm schon jetzt widersprechen zu wollen, solange diese Stimmung anhielt.

Auf ihren Wunsch hin fuhren sie nicht ins Büro zurück, sondern gleich nach Hause. »Ich bin noch nicht ganz auf der Höhe, Teddy. Wenn er auf meiner Schreibmaschine spielen will, soll er es meinetwegen tun!«

»Hast du noch weiche Knie von heute morgen?« fragte Randall besorgt. -

»Ja, leider.«

Sie schlief den halben Nachmittag. Dr. Potburys Stärkungsmittel schien nicht zu helfen - sie fühlte sich davon nur schwindlig und hatte einen pelzigen Geschmack im Mund.

Randall ließ sie schlafen. Er wollte seine Zielscheibe für Wurfpeile an die Tür heften, aber dann fiel ihm ein, daß Cynthia davon aufwachen könnte. Er sah nach ihr. Sie schlief friedlich. Vielleicht wollte sie ein Bier, wenn sie aufwachte? Das war eine gute Ausrede für Randall, der selbst ein Bier wollte. Er hatte leichte Kopfschmerzen, seitdem sie die Arztpraxis verlassen hatten. Aber ein paar Gläser Bier waren das beste Mittel dagegen. Randall hatte eine höchst angeregte Unterhaltung mit dem Barmixer von >Johnnys Pub< hinter sich und kam deshalb etwas später als ursprünglich geplant nach Hause. Aber er hatte zum Abendessen eingekauft und selbst die Bierdosen nicht vergessen. Er hörte Cynthia in der Küche. »Hallo, Süße!«

»Teddy!«

Er küßte sie, bevor er die große Tüte absetzte. »Hast du Angst gehabt, weil ich verschwunden war?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber du hättest mir einen Zettel neben das Bett legen können. Gut, daß du eingekauft hast, Liebling.«

»Hat jemand angerufen?«

»Nein. Aber der Spiegel ist gekommen.«

»Welcher Spiegel?«

»Du brauchst gar nicht den Ahnungslosen zu spielen! Das war eine schöne Überraschung, Teddy. Sieh dir an, wie gut er ins Schlafzimmer paßt.«

»Hör zu, ich weiß nichts von einem Spiegel!«

Cynthia blieb verblüfft stehen. »Ich dachte, er sei als Überraschung für mich gedacht. Er ist schon bezahlt.«

»War er an dich oder mich adressiert?«

»Darauf habe ich nicht geachtet; ich war noch schläfrig. Ich habe nur den Empfang quittiert, und die beiden Männer haben mir den Spiegel aufgehängt.«

Randall ging ins Schlafzimmer voraus. An der Wand über dem Toilettentisch hing ein großer Kristallglasspiegel. Ein wunderschöner Spiegel, das mußte er zugeben. »Liebling, ich kaufe dir gern einen schönen Spiegel - aber der hier gehört nicht uns. Wir müssen anrufen. Wo ist der Anhänger?«

»Die Männer haben ihn mitgenommen, glaube ich. Außerdem ist es schon nach sechs.«

Er grinste verständnisvoll. »Der Spiegel gefällt dir, was? Gut, heute abend darfst du ihn noch behalten - und morgen kaufe ich dir einen anderen.«

Er wachte auf, als jemand seinen Namen rief. »Aufstehen, Randall! Sie sind schon spät dran!«

Das war nicht Cynthias Stimme. Er setzte sich schlaftrunken im Bett auf.

»Wa-was ist los?«

»Sie!« sagte Phipps und lehnte sich aus dem Kristallglasspiegel. »Los, vorwärts! Lassen Sie uns nicht ewig warten!«

Randall sah sich instinktiv nach Cynthia um. Ihr Kissen war leer. Sie war verschwunden!

Phipps setzte mit einer Flanke über die untere Spiegelkante. »In dieses Zimmer hätte ein wandhoher Spiegel gehört«, stellte er fest, während er seine Krawatte zurechtrückte. »In jeden Raum gehört ein wandhoher Spiegel. Dafür werde ich noch sorgen.«

Randall erwachte aus seiner Erstarrung und stand auf. »Wo ist sie?« fragte er. »Was haben Sie mit ihr angefangen?« Er näherte sich Phipps drohend.

»Das geht Sie nichts an«, erwiderte Phipps. Er zeigte auf den Spiegel. »Los, hindurch mit Ihnen!«

»Wo ist sie?« kreischte Randall und wollte über Phipps herfallen.

Aber der andere hob nur die Hand - und Randall stolperte hilflos rückwärts.

»Mr. Crewes!« rief Phipps, als Randall zusammensank. »Mr. Reifsnider - ich brauche Ihre Unterstützung!«

Zwei vage bekannte Gesichter erschienen im Spiegel. »Kommen Sie bitte zu uns herüber, Mr. Crewes«, fordere Phipps den einen Mann auf. »Gut! Am besten schieben wir ihn mit den Füßen voran durch, glaube ich.«

Randall konnte sich nicht dagegen wehren. Er versuchte Widerstand zu leisten, aber seine Muskeln waren kraftlos. Die drei Männer schoben ihn

durch den Spiegel und legten ihn auf einen Tisch - auf den Tisch. Randall erkannte, daß er sich wieder im Konferenzraum der Firma Detheridge & Co. befand, in dem die gleichen Männer unter Vorsitz des jovialen Dicken versammelt waren. Ihm fiel allerdings eine Veränderung auf: Eine Wand des Raumes bestand jetzt aus einem riesigen Spiegel, in dem sich ihr Schlafzimmer - sein und Cynthias Schlafzimmer - seitenverkehrt widerspiegelte.

Aber Randall hatte kein Interesse dafür. Er wollte aufstehen, konnte sich nicht bewegen und hob mühsam den Kopf. »Wo ist sie?« fragte er den Dicken.

Stoles lächelte mitfühlend. »Ah, Mr. Randall! Sie besuchen uns schon wieder. Sie sind viel unterwegs, nicht wahr? Viel zuviel, wenn Sie mich fragen!«

»Verdammt noch mal... was haben Sie mit ihr angestellt?«

»Ängstlich und schwach und dumm«, murmelte Stoles vor sich hin. »Kaum vorstellbar, daß meine eigenen Brüder und ich nichts Besseres erschaffen konnten. Aber Sie werden dafür bezahlen. Der Vogel ist grausam!«

Nach dieser letzten Feststellung bedeckte er kurz das Gesicht mit den Händen. Die anderen folgten seinem Beispiel. Einer der Männer hielt sogar Randall die Augen zu.

Dann sprach Stoles wieder. Randall versuchte ihn zu unterbrechen - aber er konnte es nicht. Ein fast übermächtiger Brechreiz hinderte ihn daran.

»Man sollte annehmen«, fuhr Stoles fort, »daß selbst Tölpel wie Sie eine ausdrückliche Warnung verstehen und befolgen würden.« Er machte eine Pause und schob die Lippen vor. »Ich glaube manchmal, daß meine einzige Schwäche darin besteht, daß ich die Dummheit der Menschen unterschätze. Als vernunftbegabtes Wesen erwarte ich, daß auch andere vernünftig handeln.«

Er wandte sich an einen seiner Kollegen. »Lassen Sie sich aber nicht zu falschen Hoffnungen verleiten, Mister Parker«, empfahl er ihm lächelnd.

»Sie unterschätze ich nicht. Sollten Sie mir meinen Platz streitig machen wollen, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung - später. Ich wüßte gern, wie Ihr Blut schmeckt«, fügte er nachdenklich hinzu.

Mr. Parker war ebenso höflich. »Nicht viel anders als Ihres, Mr. Stoles, vermute ich. Ihre Idee hat viel für sich, aber vorläufig bin ich mit dem Stand der Dinge zufrieden.«

»Das höre ich nicht gern. Ich schätze Sie sehr, Mr. Parker; ich hatte Sie für ehrgeizig gehalten.«

»Ich bin geduldig - wie unser Urahn.«

»Ah? Nun ... zurück zu Ihnen, Mr. Randall. Ich hatte versucht, Ihnen begreiflich zu machen, daß es für Sie besser wäre, sich von ... Ihrem



Klienten zu trennen. Sie wissen, wen ich meine. Welches Mittel wäre wohl geeignet, Ihnen nachdrücklich klarzumachen, daß die Söhne des Vogels keine Einmischung in ihre Angelegenheiten dulden?«

Randall konnte endlich wieder sprechen. Aber seine Gedanken wurden von einer anderen Vorstellung beherrscht, so daß er jetzt wiederholte: »Wo ist sie?« Er flüsterte heiser. »Was habt ihr mit ihr angestellt?«

Stoles machte eine ungeduldige Handbewegung. »Manchmal ist es fast unmöglich, sich mit ihnen zu verständigen - sie sind eben zu dumm. Mr. Phipps!«

»Sir?«

»Schaffen Sie die andere bitte herein.«

»Sofort, Mr. Stoles.« Phipps nickte einem der Männer zu. Die beiden verließen den Raum und kehrten wenig später mit einer Gestalt wieder, die sie neben Randall auf den Tisch plumpsen ließen.

Cynthia!

Randalls Erleichterung war so überwältigend, daß er keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Aber je mehr er sich allmählich beruhigte, desto klarer wurde ihm, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Cynthia lag ruhig neben ihm. Selbst wenn sie geschlafen hatte, während sie getragen worden war, hätte sie bei dieser Behandlung aufwachen müssen.

Seine Angst war so intensiv wie vorhin seine Freude »Was haben Sie mit ihr angefangen?« fragte er mit zitternder Stimme. »Ist sie ...«

»Nein, sie ist nicht tot«, unterbrach Stoles ihn angewidert. »Beherrschen Sie sich, Mr. Randall!« Er nickte einem seiner Kollegen zu. »Wecken Sie sie auf.«

Einer der Männer stieß Cynthia mit dem Zeigefinger in die Rippen. »Sie brauchen sie nicht einzupacken«, sagte er dabei. »Ich esse sie gleich unterwegs.«

Stoles lächelte eisig. »Sehr witzig, Mr. Printemps - aber Sie sollten sie aufwecken. Ich warte nicht gern.«

»Selbstverständlich, Mr. Stoles.« Der andere schlug Cynthia ins Gesicht.

»Im Namen des Vogels - wach auf!«

Randall sah, daß sie tief Luft holte. Ihre Wimpern bewegten sich. Dann flüsterte sie: »Teddy?«

»Cyn! Hier, Liebling, hier!«

Sie drehte sich nach ihm um. »Teddy! Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt, in dem ... Oh!« Sie merkte, daß die Männer sie anstarrten, sah sich langsam um und begegnete wieder Randalls Blick. »Teddy - ist das noch ein Traum?«

»Leider nicht, Liebling. Kopf hoch!«

»Ich habe keine Angst«, versicherte sie tapfer. »Du kannst dich auf mich

verlassen, Teddy. Ich werde nicht wieder ohnmächtig.« Sie sah ihm weiter in die Augen.

Randall riskierte einen Blick zu Stoles hinüber. Der Dicke beobachtete sie, schien den Anblick amüsant zu finden und machte keine Anstalten, sie zu unterbrechen.

»Cyn«, flüsterte Randall drängend, »ich kann mich nicht bewegen. Mein Körper ist vom Hals abwärts gelähmt. Am besten zählst du gar nicht auf mich. Verschwinde so schnell wie möglich, falls du eine Chance hast!«

»Ich kann mich auch nicht bewegen«, antwortete Cynthia ebenso leise. »Wir müssen eben abwarten.« Als sie seinen schmerzlichen Gesichtsausdruck sah, fuhr sie fort: »Du hast vorhin >Kopf hoch!< gesagt. Aber ich wollte, ich könnte deine Hand halten.« Die Finger ihrer rechten Hand zitterten leicht, bewegten sich ruckartig und krochen über den Tisch auf Randall zu.

Randall merkte, daß auch er seine Finger etwas bewegen konnte. Seine linke Hand kam Cynthias rechter zentimeterweise entgegen. Dann berührten ihre Hände sich endlich, und Randall hielt Cynthias in seiner fest. Sie lächelte.

Stoles klopfte laut auf den Tisch. »Das ist alles sehr rührend«, meinte er mitfühlend«, aber wir haben wichtigere Dinge zu besprechen. Was sollen wir mit den beiden anfangen?«

»Wäre es nicht am besten, die beiden völlig zu eliminieren?« erkundigte sich Mr. Printemps.

»Das wäre ein Vergnügen«, gab Stoles zu, »aber wir müssen berücksichtigen, daß diese beiden nur zufällig für ... für Mr. Randalls Klienten tätig geworden sind. Unser Kampf gilt ihm!«

»Ich sehe nicht ein, weshalb ...«

»Natürlich sehen Sie das nicht ein ... deshalb führe ich den Vorsitz. Uns geht es darum, die beiden unschädlich zu machen, ohne daß er mißtrauisch wird. Wir müssen uns nur für eine Methode entscheiden.«

Mr. Parker ergriff das Wort. »Wäre es nicht spaßig, sie in diesem Zustand zurückzubringen?« schlug er vor. »Sie würden langsam verhungern, ohne Hilfe herbeiholen zu können ...«

»Sehr amüsant«, meinte Stoles anerkennend. »Von Ihnen habe ich einen derartigen Vorschlag erwartet. Nehmen wir einmal an, er wollte sie aufsuchen und fände sie so vor. Glauben Sie nicht, daß er die Wahrheit erraten würde? Nein, wir müssen sie auf andere Weise zum Schweigen bringen. Ich schlage vor, daß wir einen von ihnen untot zurückschicken!«

Die ganze Szene war so unsinnig und unwahrscheinlich, daß Randall nicht glauben konnte, daß er sie wirklich erlebte. Er träumte bestimmt nur; er würde bald aufwachen und merken, daß er die Bettdecke über dem Kopf hatte. Er biß sich sogar in die Zunge, weil er hoffte, der Schmerz werde ihn wecken, aber auch das war zwecklos.

Stoles' letzte Worte brachten ihn wieder in die Gegenwart zurück. Er begriff zwar nicht, was der Vorschlag bedeutete - aber er merkte, daß die anderen Männer beifällig nickten und murmelten.

Cynthias Händedruck wurde etwas stärker. »Was haben sie vor, Teddy?« flüsterte sie.

»Das weiß ich nicht, Liebling.«

»Natürlich den Mann«, stellte Parker fest.

Stoles sah zu ihm hinüber. Randall hatte den Eindruck, der Vorschlag des Dicken habe sich auf ihn bezogen - bis Parker sich dazu äußerte. »Besten Dank für Ihren Rat«, erwiderte Stoles jetzt. »Wir nehmen die Frau«, sagte er zu den anderen.

Jetzt! dachte Randall verzweifelt. Jetzt muß ich aufstehen!

Aber er konnte nur den Kopf heben.

»Tut mir leid, Liebling«, murmelte er hoffnungslos.

Cynthia warf ihm einen aufmunternden Blick zu. »Kopf hoch!« wiederholte sie tapfer.

Printemps stand auf und beugte sich über sie. »Eigentlich ist das Potiphars Aufgabe«, wandte er ein.

»Er hat eine Flasche dagelassen«, antwortete Stoles. »Ist sie da, Mr. Phipps?«

Phipps holte wortlos eine bauchige Flasche aus seiner Aktentasche und gab sie Printemps. »Auch das Wachs?« erkundigte dieser sich.

»Bitte sehr«, erwiderte Phipps und griff nochmals in seine Aktentasche.

»Danke, Sir. Wenn jemand das hier aus dem Weg schafft, können wir anfangen.« Damit war Randall gemeint, der nun von dem halben Dutzend bereitwilliger Hände an das äußerste Tischende geschoben wurde. Dann beugte Printemps sich mit der Flasche in der Hand über Cynthia.

»Augenblick!« unterbrach Stoles ihn. »Ich möchte, daß beide. verstehen, worum es hier geht. Mrs. Randall«, fuhr er mit einer galanten Verbeugung fort, »Sie haben vorhin von mir gehört, daß die Söhne des Vogels keine Einmischung von Ihrer Seite oder der Ihres Gatten dulden werden. Das ist Ihnen klar, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete Cynthia. Aber sie warf ihm gleichzeitig einen trotzigten Blick zu.

»Gut. Sie wissen also auch, daß wir nicht wollen, daß Ihr Mann weiterhin mit... seinem Klienten in Verbindung bleibt. Um das zu erreichen, werden wir Sie teilen. Der Teil, der Sie am Leben hält und den Sie eigenartiger Weise >Seele< nennen, wird Ihrem Körper entzogen und in dieser Flasche aufbewahrt. Den Rest darf Ihr Mann behalten, um daran erinnert zu werden, daß Sie sich in unserer Hand befinden. Verstehen Sie mich?«

Cynthia ignorierte seine Frage. Randall versuchte zu antworten, aber seine

Stimmbänder waren gelähmt.

»Hören Sie mir gut zu, Mrs. Randall. Wenn Sie Ihren Mann je wiedersehen wollen, muß er uns gehorchen. Er darf nicht mehr mit seinem Klienten zusammentreffen, wenn ihm Ihr Leben lieb ist. Sie schweben auch in Lebensgefahr, wenn er etwa von uns und den Ereignissen hier erzählen sollte. In diesem Fall... nun, Sie können sich darauf verlassen, daß wir dafür sorgen würden, daß Sie auf interessante Weise ums Leben kämen.«

Randall wollte ihm versichern, er sei zu allem bereit, um nur Cynthia zu retten, aber er konnte nicht sprechen. Offenbar wollte Stoles erst Cynthias Antwort hören. Sie schüttelte den Kopf. »Er muß tun, was er für richtig erachtet.«

Stoles lächelte. »Ausgezeichnet! Diese Antwort habe ich erwartet. Versprechen Sie uns, die Bedingungen zu erfüllen, Mr. Randall?«

Er wollte eben zustimmen, als er sah, daß Cynthia mit den Augen »Nein!« sagte. Anscheinend konnte sie jetzt nicht sprechen. Er glaubte ihre Stimme zu hören. »Das ist ein Trick, Schlaupkopf. Versprich ihnen nichts!«

Randall schwieg.

Phipps stieß ihn grob an. »Los, reden Sie schon!«

Randall deutete Cynthias Blick richtig und hielt weiterhin den Mund.

»Macht nichts«, entschied Stoles daraufhin. »Vorwärts, Gentlemen!«

Printemps hielt Cynthia die Flasche unter das linke Nasenloch. »Jetzt!« befahl er. Einer der anderen Männer drückte so heftig auf Cynthias untere Rippe, daß die stoßartig ausatmete. Sie ächzte dabei.

»Teddy«, flüsterte sie, »ich werde auseinander ... ahhh!«

Der Vorgang war wiederholt worden, während Printemps die Flasche ans rechte Nasenloch hielt. Randall spürte Cynthias warme Hand in seiner erschlaffen. Printemps hielt die Flasche mit dem Daumen zu. »Jetzt brauche ich das Wachs«, sagte er rasch. Nachdem er die Flasche damit verschlossen hatte, gab er sie Phipps zurück.

Stoles deutete auf den großen Spiegel. »Bringt sie zurück«, befahl er.

Phipps überwachte Cynthias Abtransport und wandte sich dann an Stoles. »Könnten wir ihm nicht noch einen kleinen Denkart verpassen?« erkundigte er sich.

»Wie Sie wünschen«, antwortete Stoles gleichgültig. Er stand auf. »Aber versuchen Sie bitte, keine bleibenden Spuren zu hinterlassen.

»Wunderbar!« Phipps grinste begeistert und holte gewaltig aus. Der Schlag mit dem Handrücken ließ Randalls Zähne klappern. »Wir sind bestimmt vorsichtig!«

Als er aufwachte, war sein Gesicht gegen etwas gedrückt, das hart, uneben und kalt war. Er machte eine Bewegung und stellte fest, daß sein ganzer Körper steif war. Seine Beine schienen gefesselt zu sein, aber dann erkannte

er im grauen Halbdunkel, daß er die Bettdecke heruntergezogen hatte. Sie war jetzt um seine Knöchel gewickelt.

Der kalte harte Gegenstand war ein Heizkörper, vor dem er zusammengekauert gelegen hatte. Allmählich erkannte Randall seine Umgebung wieder: Er befand sich in seinem eigenen Schlafzimmer. Anscheinend war er schlafgewandelt - das hatte er seit seiner Jugend nicht mehr getan! Er mußte gestolpert und gegen den Heizkörper gefallen sein. Und dabei mußte er für einige Zeit das Bewußtsein verloren haben. Nur ein Glück, daß er sich nicht den Schädel eingeschlagen hatte!

Randall wollte eben langsam aufstehen, als er einen Gegenstand sah, der ihm nicht vertraut war: der neue Spiegel. Bei diesem Anblick erinnerte er sich an seinen Traum und sprang auf. »Cynthia!«

Aber sie lag friedlich schlafend in ihrem Bett. Zum Glück hatte sein Aufschrei sie nicht geweckt; darüber war Randall froh, denn er hatte sie nicht erschrecken wollen. Er ging auf Zehenspitzen ins Bad und schloß die Tür hinter sich, bevor er Licht machte.

Ein hübscher Anblick, stellte er fest. Er hatte Nasenbluten gehabt, und seine Schlafanzugjacke war an der Vorderseite blutbefleckt. Außerdem war seine rechte Gesichtshälfte blutverschmiert und wirkte dadurch ernstlicher beschädigt, als sie wirklich war.

Randall wusch sich das Gesicht und merkte dabei, daß er eigentlich keine sichtbaren Verletzungen davongetragen hatte. Aber sein ganzer Körper war steif. Er fragte sich, wie lange er bewußtlos auf dem kalten Fußboden gelegen haben mochte.

Er zog die Schlafanzugjacke aus, knüllte sie zusammen und stopfte sie in den Wäschekorb. Cynthia sollte sie nicht sehen, bevor er ihr erklärt hatte, was passiert war. »Oh, was ist passiert, Teddy?« - »Nichts, Kleine, gar nichts - ich bin nur mit einem Heizkörper zusammengeprallt!«

Das klang noch jämmerlicher als die alte Ausrede mit der Tür.

Randall war noch immer benommen und hatte Kopfschmerzen. Er öffnete die Hausapotheke, entdeckte Aspirin und nahm drei Tabletten. Dann betrachtete er nachdenklich eine Schachtel Amytal, die Cynthia vor einigen Monaten gekauft hatte. Normalerweise brauchte er kein Schlafmittel; er schlief immer gut - aber dies war ein besonderer Fall. Er litt schon die zweite Nacht an Alpträumen, war schlafgewandelt und hatte sich fast das Genick gebrochen.

Er nahm zwei Schlaftabletten und überlegte sich dabei, daß Cynthia recht gehabt hatte, als sie einen Urlaub vorschlug - er war völlig fertig.

Ein frischer Schlafanzug wäre ohne Licht schwer zu finden gewesen, deshalb kroch Randall wie er war ins Bett und schloß dann die Augen. Schon nach wenigen Minuten wurden die Kopfschmerzen besser. Bald

darauf schlief er ein.

## 7

Randall wachte auf, als ihm die Sonne ins Gesicht schien. Ein Blick auf den Wecker zeigte ihm, daß es schon nach neun Uhr war. Er stand hastig auf und merkte, daß das unklug gewesen war - seine rechte Körperhälfte schmerzte noch immer. Dann sah er den braunen Fleck unter dem Heizkörper und erinnerte sich an seinen Unfall.

Er sah sich nach Cynthia um. Sie schlief noch immer friedlich. Das war ihm nur recht; er wollte ihr sein Erlebnis lieber erst schildern, nachdem er ihr ein Glas Orangensaft gebracht hatte. Schließlich hatte es keinen Zweck, sie unnütz zu ängstigen.

Er tastete nach seinen Pantoffeln, hängte sich seinen Bademantel um die steifen Schultern und ging ins Bad. Sobald er sich die Zähne geputzt hatte, fühlte er sich etwas besser. Er hatte Appetit auf ein kräftiges Frühstück.

Randall dachte geistesabwesend an die vergangene Nacht zurück, ohne sich ernstlich mit seinen Erinnerungen zu befassen. Diese Alpträume sind nicht gesund, überlegte er sich, während er Orangen ausdrückte. Vielleicht noch nicht verrückt, aber jedenfalls neurotisch. Das muß wieder aufhören. Schließlich kann man nicht arbeiten, wenn man nachts unterwegs ist - selbst wenn man dabei nicht stolpert und sich das Genick bricht. Jeder Mensch braucht seinen Schlaf.

Er trank ein Glas Saft, bevor er das zweite ins Schlafzimmer brachte. »Wach auf, Kleine!« Als Cynthia nicht reagierte, begann er zu singen: »Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh - schon wiehern euch die Pferde den guten Morgen zu!«

Cynthia bewegte sich nicht. Randall stellte das Glas auf den Nachttisch, setzte sich neben sie und rüttelte an ihrer Schulter. »Wach auf, Langschläferin!«

Sie bewegte sich nicht. Ihre Schulter war kalt.

»Cyn!« rief er entsetzt aus. »Cyn! Cyn!« Er schüttelte sie heftig. »Liebling ... mein Gott!«

Er versuchte ihren Puls zu fühlen, fand ihn nicht und hatte die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: Er selbst stellte sich zu ungeschickt an - oder Cynthias Herz schlug wirklich nicht mehr. In seinem Innern sagte eine monotone Stimme: »Sie ist tot ... tot... und du hast sie sterben lassen!«

Er horchte auf ihrer Brust nach Herztönen und bildete sich ein, etwas zu hören. Aber das konnte auch sein eigener Herzschlag sein. Er gab schließlich auf, suchte nach einem kleinen Spiegel und fand einen in

Cynthias Handtasche. Er polierte ihn sorgfältig und hielt ihn an ihre halb geöffneten Lippen.

Das Glas beschlug sich etwas. Randall starrte es an, polierte es nochmals und wiederholte seinen Versuch. Auch diesmal war der Spiegel leicht beschlagen.

Cynthia lebte!

Er wischte sich die Tränen aus den Augen und machte weiter. Ihm war die Sache mit der Nadel eingefallen ... Er holte eine aus Cynthias Nähzeug, griff nach Cynthias Arm und flüsterte: »Entschuldigung!« Dann stach er sie in die Haut, die er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt.

Aus dem Einstich quoll ein Tropfen Blut, aber die Wunde schloß sich sofort wieder. Cynthia lebte also! Randall wünschte sich ein Fieberthermometer, aber sie hatten keines. Dann fiel ihm ein, was er neulich über die Erfindung des Stethoskops gelesen hatte. Man rollte ein Stück Papier zusammen ...

Randall fand ein Blatt in der richtigen Größe, rollte es zu einer Röhre mit drei Zentimeter Durchmesser zusammen und setzte sie über Cynthias Herz auf die Haut. Dann horchte er am anderen Ende.

Lubadup - lubadup - lubadup - lubadup ... Schwach, aber regelmäßig und kräftig. Jetzt zweifelte er nicht mehr daran, daß Cynthia lebte; ihr Herz schlug.

Randall zwang sich dazu, über den nächsten Schritt nachzudenken. Er mußte natürlich einen Arzt rufen. Wenn jemand krank war, holte man einen Arzt. Daran hatte er bisher nicht gedacht, weil Cyn und er sonst nie einen brauchten. Er konnte sich an keinen Hausbesuch eines Arztes erinnern, seitdem sie verheiratet waren.

Sollte er die Polizei anrufen und den Notarzt verlangen? Nein, das war ein Arzt, der mehr auf Verkehrsunfälle und Schießereien spezialisiert war. Randall wollte einen guten Arzt für Cynthia.

Aber wen sollte er anrufen? Sie hatten keinen richtigen Hausarzt. Er kannte natürlich Smyles - ein alter Säufer, unmöglich. Und Hartwick - nein, Hartwick war auf bestimmte Operationen an Damen der besseren Gesellschaft spezialisiert. Randall griff nach dem Telefonbuch.

Potbury! Er wußte nichts von dem alten Knaben, aber Potbury hatte keinen schlechten Eindruck gemacht. Er suchte die Nummer heraus, wählte sie zweimal falsch und riß sich dann zusammen.

»Ja, hier ist Potbury. Was wollen Sie? Sprechen Sie bitte etwas lauter!«

»Hier ist Randall, habe ich gesagt, Randall. R-A-N-D-A-L-L. Meine Frau und ich waren gestern bei Ihnen. Wir haben ...«

»Ja, ich weiß. Was gibt's?«

»Meine Frau ist krank.«

»Was fehlt ihr denn? Ist sie wieder ohnmächtig geworden?«

»Nein ... ja. Das heißt - sie ist bewußtlos. Sie ist bewußtlos aufgewacht. Ich meine, sie ist gar nicht aufgewacht. Sie ist jetzt ohnmächtig; sie liegt wie tot in ihrem Bett.«

»Ist sie denn tot?«

»Nein, das glaube ich nicht - aber ihr geht es ziemlich schlecht, Doktor. Ich habe Angst um sie. Können Sie gleich herkommen?«

Potbury schien zu überlegen. »Gut, ich komme«, antwortete er dann.

»Wunderbar! Hören Sie - was soll ich bis dahin tun?«

»Nichts. Fassen Sie sie nicht an. Ich komme gleich zu Ihnen.« Er legte auf.

Randall knallte den Hörer auf die Gabel und lief ins Schlafzimmer zurück. Cynthias Zustand hatte sich nicht verändert. Er wollte ihren Puls fühlen, erinnerte sich an Potburys Anweisung und richtete sich wieder auf. Aber er konnte der Versuchung nicht widerstehen, nochmals sein improvisiertes Stethoskop zu verwenden.

Cynthias Herz schlug gleichmäßig.

Er blieb weitere zehn Minuten vor ihrem Bett stehen, beobachtete sie, kaute Nägel und wurde dabei so nervös, daß er hinausgehen mußte. Er schenkte sich in der Küche ein großes Glas Bourbon ein, sah die bernsteingelbe Flüssigkeit nachdenklich an und schüttete sie dann in den Ausguß. Er ging ins Schlafzimmer zurück.

Cynthias Zustand war unverändert.

Randall fiel plötzlich ein, daß er Potbury nicht gesagt hatte, wo er wohnte. Er lief zum Telefon, hob ab und brachte es fertig, die Nummer schon beim erstenmal richtig zu wählen. Eine Frauenstimme meldete sich. »Nein, Dr. Potbury ist leider nicht da. Kann ich etwas ausrichten?«

»Ich heiße Randall und habe ...«

»Oh - Mr. Randall. Dr. Potbury ist vor etwa einer Viertelstunde zu Ihnen gefahren. Er müßte jede Minute eintreffen.«

»Aber er weiß gar nicht, wo ich wohne!«

»Was? Oh, das weiß er bestimmt, sonst hätte er mich längst angerufen.«

Randall legte auf. Merkwürdig ... nun, wenn Potbury nicht innerhalb der nächsten drei Minuten aufkreuzte, würde er eben einen anderen Arzt anrufen.

Das Haustelefon summte. Randall schoß hoch wie ein benommener Boxer, der den Gong hört. »Ja?«

»Potbury. Sind Sie's, Randall?«

»Ja, ja - kommen Sie doch herauf!« Er drückte dabei auf den Türöffner.

Randall wartete an der offenen Tür seines Apartments, als Potbury aus dem Lift trat. »Kommen Sie herein, Doktor! Kommen Sie, kommen Sie!« Potbury nickte und ging an ihm vorbei.

»Wo ist die Patientin?«



»Hier.« Randall führte ihn nervös ins Schlafzimmer und blieb auf der anderen Seite des Betts stehen, während der Arzt die Bewußtlose betrachtete. »Wie geht es ihr? Wird sie wieder gesund? Hören Sie, Doktor, sie ...«

Potbury richtete sich auf. »Wenn Sie ein paar Minuten den Mund halten und mich nicht stören, kann ich Ihre Frau vielleicht in Ruhe untersuchen.«

»Entschuldigung!« murmelte Randall und zog sich bis an die Tür zurück. Potbury holte sein Stethoskop aus der schwarzen Tasche und horchte damit Cynthia ab. Sein Gesichtsausdruck blieb nichtssagend. Dann packte er das Instrument wieder ein. Randall wollte ihn etwas fragen, aber der Arzt winkte ungeduldig ab.

Potbury schob Cynthias Lid hoch und leuchtete mit einer Taschenlampe in die Pupille. Er hob ihren Arm, ließ ihn über die Bettkante hängen und klopfte auf den Ellbogen. Dann folgten weitere Untersuchungen, die Randall nur teilweise begriff, bevor Potbury schließlich fragte: »Was hat sie gestern getan - nachdem Sie bei mir waren?«

Randall erzählte es ihm; Potbury nickte weise. »Das habe ich mir gedacht - alles hängt mit ihrem Schock zusammen. Und das ist Ihre Schuld!«

»Meine Schuld, Doktor?«

»Sie sind gewarnt worden. Sie hätten sie nie in die Nähe dieses Mannes kommen lassen dürfen.«

»Aber ... aber ... Sie haben mich doch erst gewarnt, nachdem er sie erschreckt hatte.«

Potbury zuckte mit den Schultern. »Vielleicht nicht, vielleicht nicht. Ich dachte, Sie hätten mir erzählt, Sie seien schon vorher von anderer Seite gewarnt worden. Jedenfalls hätten Sie selbst merken müssen, daß es falsch war, sich mit diesem Kerl abzugeben.«

Randall wechselte das Thema. »Aber was fehlt ihr, Doktor? Wird sie wieder gesund? Sie wird doch gesund, nicht wahr?«

»Ihre Frau ist sehr krank, Mr. Randall.«

»Ja, ich weiß - aber was hat sie?«

»Lethargica gravis. Durch ein psychisches Trauma hervorgerufen.«

»Ist das ... schlimm?«

»Ziemlich schlimm. Aber wenn Sie gut für sie sorgen, müßte sie durchkommen.«

»Natürlich, Doktor! Geld spielt keine Rolle. Was tun wir jetzt? Lassen wir sie ins Krankenhaus bringen?«

Potbury schüttelte den Kopf. »Ausgeschlossen! Wenn sie in fremder Umgebung aufwacht, bekommt sie sofort einen Rückfall. Sie muß hierbleiben. Können Sie es einrichten, daß Sie sich selbst um sie kümmern?«

»Natürlich!«

»Gut, bleiben Sie also möglichst bei ihr, damit sie ein vertrautes Gesicht sieht, wenn sie aufwacht.«

»Braucht sie nicht eine Pflegerin?«

»Nein, eigentlich nicht. Sie können ohnehin nur dafür sorgen, daß sie warm zugedeckt ist. Legen Sie ihre Füße etwas höher als den Kopf.«

»Wird gemacht!«

»Falls dieser Zustand länger als eine Woche anhält, müssen wir an Traubenzuckerinjektionen und dergleichen denken.« Potbury schloß seine Arzttasche. »Rufen Sie mich an, falls ihr Zustand sich ändert.«

»Selbstverständlich. Ich ...« Randall fiel etwas ein. »Wie haben Sie überhaupt hierher gefunden, Doktor?«

Potbury sah ihn an. »Was soll das heißen? Ihr Haus ist ganz leicht zu finden.«

»Aber ich habe Ihnen die Adresse nicht angegeben.«

»Wie? Unsinn!«

»Wirklich nicht, Doktor. Das ist mir erst später eingefallen. Ich habe bei Ihnen angerufen, aber Sie waren schon fort.«

»Ich habe nicht behauptet, Sie hätten mir die Adresse heute gegeben«, antwortete Potbury ungehalten. »Sie haben Sie mir gestern gegeben.«

Randall dachte darüber nach. Er hatte Potbury seinen Ausweis gezeigt, auf dem jedoch nur die Geschäftsadresse angegeben war. Sein Name stand im Telefonbuch - aber ohne Adresse. Vielleicht hatte Cynthia ...

Aber er konnte Cynthia nicht fragen, und der Gedanke an sie verdrängte alle anderen Überlegungen. »Kann ich wirklich nicht mehr für sie tun, Doktor?« fragte Randall besorgt.

»Nein. Bleiben Sie bei ihr und beobachten Sie sie.«

»Wird gemacht. Aber ich wollte, ich könnte mich für einige Zeit teilen!«

»Warum?« erkundigte Potbury sich, während er nach seinen Handschuhen griff und zur Tür ging.

»Ich denke gerade an diesen Hoag. Das muß er mir noch büßen! Aber ich lasse ihn inzwischen von einem Kollegen überwachen, bis ich selbst wieder Zeit für ihn habe.«

Potbury runzelte drohend die Stirn. »Nichts da! Ihr Platz ist hier!«

Natürlich - aber ich möchte wissen, wo er steckt. Eines Tages rechne ich dann mit ihm ab.«

»Junger Mann«, sagte Potbury eindringlich, »Sie müssen mir versprechen, daß Sie nichts mehr mit diesem ... mit diesem Mann zu tun haben werden!«

Randall sah zu Cynthia hinüber. »Glauben Sie, daß ich ihm das nicht heimzahlen will?« fragte er aufgebracht.

»Im Namen des ... Hören Sie, Randall, ich bin älter als Sie und habe gelernt,

mich mit Unverstand und Dummheit abzufinden. Aber wieviel soll eigentlich noch passieren, bis Sie begreifen, daß es Dinge gibt, von denen man besser die Finger läßt? Denken Sie an Ihre Frau, Randall! Wie soll ich sie wieder gesund machen, wenn Sie darauf bestehen, Dinge zu tun, die eine Katastrophe heraufbeschwören können?»

»Ich habe Ihnen versprochen, mich an Ihre Anweisungen zu halten, sofern sie Cynthia betreffen, Doktor. Aber das heißt nicht, daß ich vergesse, was dieser Kerl ihr angetan hat. Falls sie stirbt... falls sie stirbt, schlage ich ihm den Schädel ein!«

Potbury antwortete nicht gleich. »Und falls sie nicht stirbt?« fragte er dann nur.

»Dann kümmere ich mich vor allem um sie. Aber Sie können sich darauf verlassen, daß ich an Hoag denke! Darauf können Sie Gift nehmen!«

Potbury knallte sich seinen Hut auf den Kopf. »Verbleiben wir also in diesem Sinn - und hoffen, daß sie nicht stirbt. Aber lassen Sie sich etwas sagen, junger Mann: Sie sind ein Dummkopf!« Damit stapfte er hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten.

Randall verbrachte einen trübseligen Tag. Er hockte deprimiert im Schlafzimmer, um Cynthia zu beobachten, erinnerte sich dabei an seinen Alptraum von vergangener Nacht und verdrängte die Erinnerung daran wieder, weil er überzuschnappen fürchtete. Nachmittags hatte er das Gefühl, etwas essen zu müssen, und kochte sich eine Suppe aus der Büchse. Aber das Zeug schmeckte ihm nicht; er ließ es stehen und ging ins Schlafzimmer zurück.

Draußen wurde es allmählich dunkel. Randall schaltete eine Nachttischlampe ein und hängte ein Tuch über den Schirm, um Cynthia nicht zu blenden. Sie lag noch immer wie leblos in ihrem Bett.

Das Telefon klingelte.

Randall war so verblüfft, daß er zunächst kaum wußte, was er tun sollte. Aber er riß sich zusammen, stand auf und ging an den Apparat.

»Hallo? Ja, hier ist Randall.«

»Mr. Randall, ich habe mir einige Gedanken gemacht und glaube, daß ich mich bei Ihnen entschuldigen muß - und daß ich Ihnen eine Erklärung schulde.«

»Was schulden Sie mir? Wer sind Sie überhaupt?«

»Hier ist Jonathan Hoag, Mr. Randall. Als Sie ...«

»Hoag! Haben Sie Hoag gesagt?«

»Ja, Mr. Randall. Ich möchte mich für mein ungebührliches Benehmen von gestern morgen entschuldigen und um Ihr Verständnis bitten. Ich hoffe sehr, daß Mrs. Randall dadurch nicht...«

Randall hatte sich inzwischen soweit von seiner Überraschung erholt, daß er

seinen Gefühlen Ausdruck verleihen konnte. Er warf Hoag alles an den Kopf, was er im Lauf der Jahre an Schimpfworten und Flüchen gehört hatte. Als er endlich schwieg, herrschte am anderen Ende der Leitung betroffenes Schweigen.

Das paßte Randall nicht. Hoag sollte sprechen, damit er ihn unterbrechen konnte. »Sind Sie noch da, Hoag?«

»Äh ... ja.«

»Hören Sie, Ihrer Meinung nach ist es vielleicht witzig, einer Frau aufzulauern und sie zu Tode zu erschrecken, aber ich halte das für eine Schweinerei! Aber ich habe nicht die Absicht, Sie , der Polizei zu übergeben! Ich zeige Sie nicht etwa an, sondern warte nur ab, bis meine Frau sich wieder erholt hat. Dann komme ich zu Ihnen! Machen Sie sich schon jetzt auf einiges gefaßt!«

Nun folgte so langes Schweigen, daß Randall schon glaubte, der andere habe aufgelegt. Aber Hoag schien nur um Fassung zu ringen. »Mr. Randall, das ist ja schrecklich ...«

»Allerdings!«

»Ich soll also Ihrer Frau aufgelauert und sie erschreckt haben?«

»Das wissen Sie doch selbst!«

»Aber ich weiß nichts davon, ich weiß wirklich nichts.« Er machte eine Pause und sprach dann unsicher weiter. »Vor solchen Entdeckungen habe ich mich gefürchtet, Mr. Randall. Ich hatte Angst, ich könnte unwissentlich etwas Schreckliches getan haben. Aber daß ich Ihrer Frau Angst eingejagt haben soll... sie war so gut zu mir, so freundlich. Das ist furchtbar!«

»Richtig!«

Hoag seufzte schwer. »Mr. Randall...« Randall antwortete nicht. »Mr. Randall, ich mache mir keine Illusionen mehr. In diesem Fall gibt es nur eine Möglichkeit: Sie müssen mich der Polizei übergeben.«

»Ha?«

»Das weiß ich seit unserem letzten Gespräch. Ich habe gestern den ganzen Tag darüber nachgedacht, aber ich hatte nicht den Mut dazu. Ich hatte gehofft, die Sache mit meiner ... meiner anderen Persönlichkeit sei ausgestanden, aber heute ist es wieder passiert. Ich kann mich an nichts erinnern und bin erst auf dem Nachhauseweg wieder zu mir gekommen. Deshalb wußte ich, daß ich etwas dagegen unternehmen mußte, und habe Sie deshalb angerufen, um Sie zu bitten, Ihre Ermittlungen wiederaufzunehmen. Aber ich hätte nie gedacht, daß ich Ihrer Frau etwas angetan haben könnte.« Diese Vorstellung schien ihn wirklich zu erschrecken. »Wann ... wann ist das passiert, Mr. Randall?«

Randall war selbst einigermaßen verwirrt. Er wäre am liebsten durch den Draht geklettert, um den Kerl zu erwürgen, den er für Cynthias

augenblicklichen Zustand verantwortlich machte. Andererseits mußte er jedoch bleiben, wo er war, um für Cynthia sorgen zu können. Außerdem störte ihn die Tatsache, daß Hoag nicht wie ein Schurke sprach. Wer seinen besorgten Tonfall hörte, konnte ihn sich nicht als einen zweiten Jack the Ripper vorstellen - obwohl Randall natürlich wußte, daß viele Schurken nach außen hin friedlich und harmlos wirkten.

Deshalb antwortete er knapp: »Gegen halb zehn Uhr morgens.«

»Und wo war ich heute morgen um halb zehn?«

»Nicht heute morgen! Gestern morgen.«

»Gestern morgen? Aber das ist ausgeschlossen. Wissen Sie das nicht mehr? Ich war gestern morgen zu Hause.«

»Natürlich erinnere ich mich daran - ich habe Sie weggehen sehen. Vielleicht wissen Sie das nicht.« Das war unlogisch, denn er war am Vortag überzeugt gewesen, Hoag wisse, daß er beschattet werde - aber Randall konnte jetzt nicht logisch sein.

»Sie können mich nicht gesehen haben, Mr. Randall. Ich weiß genau, wo ich gestern morgen war. Ich war zu Hause in meinem Apartment. Ich habe es erst gegen ein Uhr verlassen, um in meinen Club zu gehen.«

»Das ist eine unverschämte ...«

»Langsam, Mr. Randall, ich bitte Sie! Ich bin so verwirrt und aufgeregt wie Sie, aber Sie müssen mir zuhören. Sie haben meinen gewöhnlichen Tagesablauf unterbrochen, so daß meine andere Persönlichkeit nicht die Oberhand gewinnen konnte. Als Sie gegangen waren, bin ich unverändert zurückgeblieben. Deshalb habe ich schon gehofft, endlich frei zu sein.«

»Unsinn! Wie kommen Sie darauf? Wie wollen Sie das alles beweisen?«

»Ich weiß natürlich, daß meine eigene Aussage nichts gilt«, gab Hoag zu, »aber ich war hier nicht allein. Die Putzfrau ist einige Minuten später gekommen und den ganzen Vormittag hiergeblieben.«

»Nur merkwürdig, daß wir sie nicht hinauffahren gesehen haben!«

»Sie arbeitet im Hause«, erklärte Hoag. »Sie ist die Frau des Hausmeisters und heißt Mrs. Jenkins. Möchten Sie sie sprechen? Vielleicht kann ich sie an den Apparat holen.«

»Aber ...« Randall wurde immer verwirrter und begann zu erkennen, daß er sich im Nachteil befand. Er hätte sich auf keine Diskussion mit Hoag einlassen dürfen. Potbury hatte recht: Der Kerl war aalglatt. Jetzt wollte er sogar ein Alibi haben!

Außerdem wurde er um so nervöser, je länger er hier am Telefon stand. Hoag hatte ihn lange genug aufgehalten. Er mußte wieder nach Cynthia sehen; von seinem Platz aus konnte er das Schlafzimmer nicht überblicken.

»Nein, ich will nicht mit ihr sprechen«, antwortete er grob. »Sie lügen doch nur!« Er knallte den Hörer auf die Gabel und lief ins Schlafzimmer zurück.

Cynthias Zustand war unverändert.

Randall ließ sich in seinen Sessel fallen und starrte sie lange an. Später gab er sich einen Ruck, weil ihm klar wurde, daß er ihr durch seine Untätigkeit nur schadete. Er mußte einkaufen, sich etwas kochen und regelmäßig essen. Und morgen würde er am Telefon versuchen, die laufenden Aufträge abzuwickeln. Er kannte einige Kollegen, die für ihn einspringen würden, weil er ihnen schon mehrmals selbst geholfen hatte. Aber das hatte Zeit bis morgen ...

Im Augenblick war etwas anderes wichtiger. Er rief das Lebensmittelgeschäft an, in dem Cynthia sonst einkaufte, und bestellte Brot, Aufschnitt, Konserven und Bier. Dann bat er den Besitzer, er solle sich nach jemand umsehen, der bereit sei, ihm diese Einkäufe für einen Dollar nach oben zu bringen.

Sobald das erledigt war, zog Randall sich ins Bad zurück und rasierte sich sorgfältig, weil er den Zusammenhang zwischen Körperpflege und Stimmung kannte. Er ließ dabei die Tür offen und sah gelegentlich zu Cynthia hinüber. Dann machte er einen Lappen feucht und wischte damit den braunen Fleck unter dem Heizkörper auf.

Später hockte Randall wieder in seinem Sessel, wartete auf die Lebensmittel und dachte über sein Gespräch mit Hoag nach. In diesem Zusammenhang war ihm nur eines klar: Alles, was mit Hoag zusammenhing, war äußerst verwirrend. Hoags ursprüngliche Story war verrückt genug gewesen - ein Mann, der Geld dafür ausgab, daß er beschattet wurde! Aber inzwischen ließen die Ereignisse dieses Verlangen als ganz vernünftig erscheinen. Randall brauchte nur an den dreizehnten Stock des Acme Buildings zu denken. Verdammt noch mal! Er war dort gewesen und hatte Hoag bei der Arbeit beobachtet...

Und trotzdem war das völlig unmöglich.

Warum hatte Randall das geglaubt? War er etwa hypnotisiert worden? Aber Randall war nicht naiv genug, um an diese Möglichkeit zu glauben; er wußte, daß man hypnotisiert werden kann, aber er wußte auch, daß die Hypnose nicht annähernd so wirkungsvoll war, wie sie oft in Zeitungen dargestellt wurde. Und deshalb konnte er auch nicht glauben, daß es möglich sein sollte, einen Mann auf offener Straße in Bruchteilen einer Sekunde so wirkungsvoll zu hypnotisieren, daß er sich später an Ereignisse erinnerte, die ihm nur suggeriert worden waren. Nein, daran konnte er nicht glauben ...

Wenn er das für möglich hielt, konnte er gleich annehmen, die ganze Welt sei ein einziger großer Schwindel - eine Illusion.

Oder stimmte das etwa?

Die Klingel schrillte. Randall ging zur Tür und drückte auf den Knopf des elektrischen Türöffners, ohne zu fragen, wer unten war. Er erwartete die Lebensmittellieferung.

Kurze Zeit später klopfte jemand an die Tür. Randall öffnete sie und trat verblüfft einen Schritt zurück. Draußen stand Hoag.

Zuerst schwiegen sie beide. Randall war sprachlos erstaunt; Hoag schien seine Reaktion abwarten zu wollen.

»Ich mußte einfach kommen, Mr. Randall«, erklärte er ihm verlegen. »Darf ich ... hereinkommen?«

Randall starrte ihn an. Diese Unverschämtheit! Diese Frechheit!

»Ich bin gekommen, um Ihnen zu beweisen, daß ich Ihrer Frau niemals absichtlich geschadet hätte«, fuhr der kleine Mann fort. »Falls das unabsichtlich geschehen sein mochte, möchte ich den Schaden wiedergutmachen.«

»Dazu ist es jetzt zu spät!«

»Aber warum glauben Sie, ich könnte Ihrer Frau irgend etwas angetan haben, Mr. Randall? Ich weiß nicht, wie das gestern morgen passiert sein sollte.« Er sah bittend zu Randall auf. »Finden Sie nicht auch, daß ich Anspruch auf Gehör habe?«

Randall biß sich auf die Unterlippe. Dann trat er zur Seite. »Gut, kommen Sie herein.«

»Danke, Mr. Randall.« Hoag trat über die Schwelle, und Randall wollte die Tür hinter ihm schließen.

»Heißen Sie Randall?« fragte ein Unbekannter, der mit einer großen Tüte im Arm im Korridor auftauchte.

»Ja«, antwortete Randall und suchte in der Tasche nach Kleingeld. »Wie sind Sie hereingekommen?«

»Mit ihm«, erklärte ihm der Mann und deutete auf Hoag, »aber ich war im falschen Stock. Das Bier ist kalt, Chef. Frisch aus dem Kühlschrank!«

»Danke.« Randall drückte ihm einige Münzen in die Hand und schloß die Tür. Er brachte die Tüte in die Küche und holte gleich eine Bierdose heraus, weil er dringend ein Bier brauchte.

Aus dem Augenwinkel heraus beobachtete er, daß Hoag noch immer stand. Er hatte ihm keinen Platz angeboten. »Setzen Sie sich doch endlich!«

»Danke.« Hoag nahm Platz.

Randall öffnete die Bierdose. Dann fiel ihm ein, daß er schlecht ein Bier trinken konnte, ohne Hoag etwas anzubieten. Gast blieb Gast - auch wenn er noch so unwillkommen war. »Trinken Sie Bier?« fragte er deshalb.

»Ja, gern.« Hoag trank höchst selten Bier, weil er gute Weine bevorzugte,

aber in diesem Augenblick hätte er wahrscheinlich zugestimmt, wenn Randall ihm Spülwasser angeboten hätte.

Randall brachte zwei Gläser herein, stellte sie ab und ging ins Schlafzimmer, wobei er die Tür nur so weit öffnete, daß er gerade hindurch schlüpfen konnte. Cynthias Zustand hatte sich selbstverständlich nicht im geringsten verändert. Er sah auf sie herab und dachte an Hoag und an Potburys Warnung vor Hoag. War Hoag wirklich so gefährlich, wie der Arzt zu glauben schien? Spielte er ihm jetzt in die Hände?

Nein, Hoag konnte ihnen nichts anhaben. Falls er für diese Entwicklung verantwortlich war, hatte er sein Pulver verschossen. Randall ging ins Wohnzimmer zurück.

Hoag hatte noch keinen Schluck aus seinem Glas getrunken. »Trinken Sie nur!« forderte Randall ihn auf, setzte sich ihm gegenüber und trank selbst. Hoag gehorchte wortlos, ohne einen Toast auch nur anzudeuten. Randall betrachtete ihn nachdenklich. »Ich verstehe Sie nicht, Hoag«, gab er zu.

»Ich verstehe mich selbst nicht, Mr. Randall.«

»Warum sind Sie zu mir gekommen?«

Hoag breitete hilflos die Hände aus. »Um mich nach Ihrer Frau zu erkundigen. Um zu erfahren, was ich ihr angetan habe. Um nach Möglichkeit einen Wiedergutmachungsversuch zu unternehmen.«

»Sie geben also zu, daß Sie es waren?«

»Nein, Mr. Randall. Nein. Ich weiß nicht, wie ich Ihrer Frau gestern morgen irgend etwas angetan haben könnte ...«

»Sie vergessen, daß ich Sie gesehen habe.«

»Aber ... Was habe ich getan?«

»Sie haben sich in einem Korridor des Midway-Copton Buildings an meine Frau angeschlichen und sie zu erwürgen versucht.«

»Oh, mein Gott! Aber ... haben Sie das gesehen?«

»Nein, nicht ganz. Ich war ...« Randall sprach nicht weiter, weil er merkte, wie verrückt es klingen mußte, wenn er Hoag erzählte, er habe ihn nicht in diesem Korridor, sondern in einem anderen Teil des Gebäudes gesehen, wo Hoag sich zum gleichen Zeitpunkt aufgehalten haben müsse.

»Bitte weiter, Mr. Randall.«

Randall stand nervös auf. »Das hat keinen Zweck«, knurrte er. »Ich weiß nicht, was Sie getan haben. Ich weiß gar nicht, ob Sie etwas getan haben! Ich weiß nur: Seit dem ersten Abend, an dem Sie bei uns waren, haben meine Frau und ich merkwürdige Dinge erlebt - schlimme Dinge -, und nun liegt sie wie tot in ihrem Bett. Sie ist...« Randall bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Er spürte eine Hand auf seiner Schulter. »Bitte, Mr. Randall, ich möchte Ihnen helfen.«



»Ich weiß nicht, wie Sie das tun wollen - es sei denn, Sie könnten meine Frau aufwecken. Könnten Sie das, Mr. Hoag?«

Der kleine Mann schüttelte langsam den Kopf. »Leider nicht. Was fehlt ihr eigentlich? Das haben Sie mir noch nicht gesagt.«

»Da gibt's nicht viel zu sagen! Sie ist heute morgen nicht aufgewacht. Sie scheint nie mehr aufwachen zu wollen.«

»Wissen Sie bestimmt, daß sie ... noch lebt?«

»Sie lebt.«

»Sie haben natürlich einen Arzt geholt. Was hat er gesagt?«

»Ich soll gut auf sie achten.«

»Ja, aber was hat er zu ihrer Krankheit gesagt?«

»Er hat sie als Lethargica gravis bezeichnet.«

»Lethargica gravis? War das alles? Hat er denn keine Diagnose gestellt?«

»Das war seine Diagnose - Lethargica gravis.«

Hoag schüttelte den Kopf. »Das ist keine Diagnose. Mr. Randall - das bedeutet nur >tiefer Schlaf<«. Ebenso gut könnten Sie einem Hautkranken erzählen, er habe Dermatitis, und einem Magenkranken, er leide an Gastritis. Was hat er alles untersucht?«

»Ich weiß nicht. Ich ...«

»Hat er den Magen ausgepumpt?«

»Nein.«

»Röntgenaufnahme?«

»Nein. Wie hätte er das hier tun sollen?«

»Soll das heißen, Mr. Randall, daß ein Arzt sich Ihre Frau nur angesehen hat und wieder verschwunden ist, ohne etwas für sie zu tun, sie eingehend zu untersuchen und sich mit einem Kollegen zu beraten? War das Ihr Hausarzt?«

»Nein«, gab Randall bedrückt zu. »Ich kenne keine Ärzte, weil wir bisher keine brauchten. Aber Sie müßten wissen, ob er gut ist - ich habe Potbury geholt.«

»Sie meinen den Dr. Potbury, bei dem ich war? Wie sind Sie auf ihn gekommen?«

»Ich brauchte einen Arzt... und wir waren bei ihm gewesen, um Ihre Angaben zu überprüfen. Was haben Sie gegen Potbury?«

»Eigentlich nichts. Aber er war unverschämt zu mir.«

»Schön, was hat er also gegen Sie?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, warum er etwas gegen mich haben sollte«, erklärte Hoag ihm verwirrt. »Ich war nur einmal bei ihm. Vielleicht war es die Analyse ...« Er zuckte mit den Schultern.

»Das Zeug unter Ihren Fingernägeln? Ich dachte, das sei nur ein Schwindel gewesen?«

»Nein.«

»Jedenfalls muß er noch einen anderen Grund haben«, fuhr Randall fort. »Er haßt sie, Hoag - und er fürchtet Sie.«

»Er fürchtet mich? Hoag lächelte schwach, als habe Randall einen Scherz gemacht.

»Das hat er nicht offen gesagt, aber man merkt es ihm deutlich an.«

Hoag schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Augenblick - hat er Ihnen das Ergebnis der Analyse mitgeteilt?«

»Nein. Da fällt mir übrigens noch etwas ein, Hoag ...« Randall dachte an sein Erlebnis im dreizehnten Stock. »Sind Sie ein Hypnotiseur?«

»Nein, gewiß nicht! Wie kommen Sie darauf?«

Randall berichtete ihm von seinem ersten Versuch, ihn zu beschatten.

»Merkwürdig, nicht wahr?« schloß er. »Kein dreizehnter Stock, keine Firma Detheridge und Companie, gar nichts! Aber ich habe alle Einzelheiten trotzdem so deutlich wie Ihr Gesicht vor mir.«

»Ist das alles?«

»Genügt Ihnen das nicht? Oh, ich könnte Ihnen noch etwas anderes erzählen. Es ist nicht weiter wichtig, aber es beweist, wie sich dieses Erlebnis auf mich ausgewirkt hat.«

Hoag nickte erwartungsvoll. »Ja?«

»Augenblick!« sagte Randall, stand auf und ging ins Schlafzimmer, um nach Cynthia zu sehen. Er kam zurück und ließ sich in seinen Sessel fallen.

»Noch immer unverändert.« Hoag hütete sich davor, eine belanglose Antwort zu geben, und Randall schilderte ihm mit müder Stimme seine Alpträume. »Ich behaupte keineswegs, daß sie irgendeine Bedeutung haben«, fügte er hinzu. »Ich bin bestimmt nicht abergläubisch.«

»Ich weiß nicht recht ...«, murmelte Hoag.

»Was soll das heißen?«

»Ich will nicht behaupten, daß es sich um übersinnliche Dinge handelt, aber wäre es nicht möglich, daß Sie nicht nur aus Zufall geträumt haben? Ich meine, wenn es jemand gibt, der Ihnen suggerieren kann, Sie seien tagsüber im dreizehnten Stock des Acme Building gewesen, müßte er Sie doch auch nachts zu Träumen zwingen können?«

»Oh?«

»Haßt jemand Sie, Mr. Randall?«

»Nicht daß ich wüßte. In meinem Beruf tut man natürlich manches, das einem nicht gerade Freunde schafft, aber man tut es für andere. Es gibt ein paar Gauner, die mich nicht ausstehen können, aber ... nun, sie könnten mir keinen solchen Streich spielen. Das begreife ich alles nicht. Haßt Sie jemand? Außer Potbury?«

»Ich weiß jedenfalls nichts davon. Und ich verstehe nicht, weshalb er mich

hassen sollte. Weil wir gerade von ihm sprechen - Sie wollen doch einen weiteren Arzt hinzuziehen?»

»Natürlich! Ich weiß nur keinen. Wahrscheinlich sehe ich einfach ins Telefonbuch und rufe irgendeinen an.«

»Es gibt eine bessere Methode. Rufen Sie ein Krankenhaus an und lassen Sie einen Krankenwagen schicken.«

»Ja, das tue ich!« Randall stand auf.

»Warten Sie bis morgen früh«, riet Hoag ihm. Vorher ist doch keine eingehende Untersuchung möglich. Und sie könnte bis dahin aufwachen.«

»Hmm ... ja, Sie haben recht. Ich sehe gleich noch einmal nach ihr.«

»Mr. Randall?«

»Ja?«

»Äh, stört es Sie, wenn ich ... Darf ich sie sehen?«

Randall starrte ihn an. Hoags Auftreten und seine Worte hatten sein Mißtrauen eingeschláfert, aber diese Frage alarmierte ihn. Potburys eindringliche Warnungen fielen ihm wieder ein. »Lieber nicht«, wehrte er deshalb ab.

Hoag zeigt seine Enttäuschung, bemühte sich aber, sie zu verbergen.

»Gewiß, gewiß. Ich verstehe Ihren Standpunkt, Sir.«

Als Randall zurückkam, stand er mit dem Hut in der Hand an der Tür. »Ich gehe jetzt lieber, glaube ich.« Als Randall schwieg, fügte er hinzu: »Ich bleibe gern nachts bei Ihnen, wenn Sie es wünschen.«

»Nein. Das ist nicht nötig. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Mr. Randall.«

Nachdem Hoag gegangen war, machte Randall einen ziellosen Rundgang durch das Apartment und stand schließlich wieder neben Cynthia. Hoags Kommentar zu Potburys Behandlungsmethoden hatten ihn mehr beunruhigt, als er zugeben wollte, und da Hoag es verstanden hatte, Randalls Mißtrauen ihm gegenüber teilweise zu beschwichtigen, hatte er Randall seines geistigen Prügelknaben beraubt.

Randall machte sich ein paar Sandwiches zum Abendessen und spülte sie mit Bier hinunter. Dann zerrte er einen großen Sessel ins Schlafzimmer, stellte eine Fußbank davor, holte sich eine Decke und war bereit, die Nacht in dem Sessel zu verbringen. Er hatte nichts zu tun und konnte sich auf kein Buch konzentrieren; deshalb trank er ein Bier nach dem anderen. Als die letzte Dose geleert war, holte er sich die Whiskyflasche. Der Alkohol beruhigte ihn, aber er wurde davon nicht betrunken.

Randall schrak entsetzt auf und war davon überzeugt, Mr. Phipps klettere aus dem Spiegel, um Cynthia zu entführen. Im Schlafzimmer war es dunkel. Sein Herz schlug wie rasend, bevor er den Lichtschalter fand und sich vergewissern konnte, daß seine geliebte Cynthia noch immer still und bleich

im Bett lag.

Er untersuchte den großen Spiegel, um zu wissen, daß er nicht als Zugang zu einem anderen Raum diente, sondern nur das Schlafzimmer reflektierte. Erst dann schaltete er das Licht wieder aus und schenkte sich in dem schwachen Lichtschein, der von draußen hereindrang, einen Whisky ein.

Randall glaubte, eine Bewegung im Spiegel gesehen zu haben, fuhr herum und stellte fest, daß es sich dabei um sein eigenes Spiegelbild handelte. Er sank in den Sessel zurück und beschloß, nicht mehr zu schlafen.

Was war das?

Er lief in die Küche hinaus. Wieder nichts. Er eilte erschrocken ins Schlafzimmer zurück - das konnte eine List gewesen sein, um ihn hinaus zu locken.

Sie lachten ihn aus. Sie spielten mit ihm. Sie warteten nur auf eine falsche Bewegung. Sie beobachteten ihn aus jedem Spiegel. Die Söhne des Vogels

...

»Der Vogel ist grausam!«

Hatte er das gesagt? Hatte jemand es ihm zugerufen? Der Vogel ist grausam. Randall holte tief Luft. Wie spät war es eigentlich? Auf dem Wecker erst vier Uhr. Wurde es in dieser verdammten Stadt nie hell?

Die Söhne des Vogels. Er wußte plötzlich, was er zu tun hatte; sie dachten, er sei ihnen ausgeliefert, aber er würde sie überlisten. Er würde sämtliche Spiegel zertrümmern. Randall lief in die Küche, wo er sein Werkzeug in einer Schublade aufbewahrte, und kam mit einem Hammer zurück. Als erstes den großen Spiegel, damit...

Er holte aus und zögerte. Das würde Cynthia nicht gefallen - ein zerschlagener Spiegel brachte sieben Jahre Unglück! Er selbst war nicht abergläubisch, aber ... das würde ihr nicht gefallen! Randall ließ mutlos den Hammer fallen.

Dann fiel ihm ein Ausweg ein. Die Söhne des Vogels waren auf Spiegel angewiesen. Was war ein Spiegel? Ein reflektierendes Glas. Gut, dann würde er eben dafür sorgen, daß es nicht mehr reflektierte! Er wußte auch schon, wie das zu erreichen war: Er hatte vorhin in der Werkzeugschublade einige alte Dosen mit Lackfarben gesehen, die Cynthia nicht ganz aufgebraucht hatte.

Randall goß alles in einer Dose zusammen und hatte etwa einen halben Liter Farbe. Das mußte genügen. Er fand einen breiten Pinsel und machte sich an die Arbeit. Zuerst kam der große Kristallspiegel im Schlafzimmer an die Reihe. Die Farbe lief an Randalls Handgelenken herab und tropfte auf den Toilettentisch, aber er achtete kaum darauf. Dann die anderen ...

Die Farbe reichte knapp aus. Die Büchse war leer, als Randall den Spiegel im Wohnzimmer bestrichen hatte. Aber das machte nichts, denn dieser

Spiegel war der letzte - wenn man von Cynthias kleinen Spiegeln absah, die nach Randalls Überzeugung unwichtig waren, weil sie nicht genug Platz für einen Mann boten.

Randall hatte hauptsächlich rote Farbe verwendet und sah deshalb wie jemand aus, der eben seine ganze Familie erschlagen hat. Aber das störte ihn nicht weiter. Er wischte die Farbe notdürftig ab und kehrte zu seinem Sessel und seiner Flasche zurück.

Dort wollte er den Tag erwarten.

Randall schrak auf, als es klingelte. Er war schlaftrunken, obwohl er sich einbildete, kein Auge zugetan zu haben. Cynthia ging es gut - sie schlief zumindest noch. Mehr durfte er gar nicht hoffen. Er vergewisserte sich, daß ihr Herz weiterhin kräftig schlug.

Es klingelte wieder. Er ging automatisch zur Tür und fragte: »Wer ist da?«

»Potbury«, antwortete eine Stimme. »Was ist los? Haben Sie geschlafen? Wie geht es der Patientin?«

»Immer gleich, Doktor«, erwiderte Randall mühsam beherrscht.

»Tatsächlich? Gut, lassen Sie mich hinein.«

Potbury ging an Randall vorbei, als dieser ihm die Tür des Apartments öffnete, und trat sofort an Cynthias Bett. Er beugte sich kurz über sie und richtete sich dann auf. »Zustand unverändert«, stellte er fest. »Eine Veränderung ist auch erst in einigen Tagen zu erwarten. Ich rechne für Mittwoch mit einer Krise. Vielleicht auch schon früher.« Er warf Randall einen fragenden Blick zu. »Was haben Sie angestellt? Sie sehen aus, als hätten Sie eine viertägige Sauftour hinter sich.«

»Schon gut«, wehrte Randall ab. »Warum haben Sie nicht veranlaßt, daß sie in ein Krankenhaus kommt, Doktor?«

»Das würde ihr nur schaden.«

»Wie können Sie das beurteilen? Sie haben sie nicht einmal richtig untersucht! Sie wissen gar nicht, was ihr fehlt! Stimmt's?«

»Sind Sie verrückt? Ich habe Ihnen doch gestern alles erzählt.«

Randall schüttelte den Kopf. »Das war nur Geschwätz. Sie wollten mich im unklaren lassen. Warum?«

Potbury trat einen Schritt auf ihn zu. »Sie sind verrückt - und betrunken dazu!« Er zeigte auf den Spiegel. »Ich möchte wissen, was hier vorgeht!« Er berührte die Farbe mit dem Zeigefinger.

»Nicht anfassen!«

Potbury ließ die Hand sinken. »Was soll das?«

»Ich habe sie hereingelegt«, erklärte Randall ihm.

»Wen?«

»Die Söhne des Vogels. Sie kommen durch den Spiegel - aber ich habe sie überlistet. Ich kenne sie nämlich! Von denen lasse ich mir nichts mehr

vormachen! Der Vogel ist grausam.«

Potbury bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Die beiden Männer standen sich sekundenlang unbeweglich gegenüber. Dann begriff Randall endlich, was er gesehen hatte, und trat Potbury in den Unterleib. Der andere wehrte sich verbissen und lautlos. Randall versuchte nicht, fair zu kämpfen, sondern spielte seine körperliche Überlegenheit aus. Der Kampf endete damit, daß Potbury im Bad eingesperrt war. Randall hatte den Schlüssel zum Bad in der Tasche. Er rang nach Atem, hatte jedoch kaum einen Kratzer davongetragen.

Cynthia schlief weiter.

»Mister Randall - lassen Sie mich heraus!«

Randall hockte in seinem Sessel, dachte angestrengt nach und erkannte allmählich, daß seine Alpträume Wirklichkeit gewesen waren. Die >Söhne des Vogels< existierten tatsächlich - und er hatte einen von ihnen ins Bad gesperrt. Folglich war Cynthia bewußtlos, weil...

Potbury schlug gegen die Tür. »Was soll das, Mr. Randall? Sind Sie übergeschnappt? Lassen Sie mich heraus!«

»Was bekomme ich dafür? Wecken Sie Cynthia dann wieder auf?«

»Ich tue, was man als Arzt tun kann. Warum haben Sie das getan?«

»Das wissen Sie genau! Warum haben Sie Ihre Hände vor das Gesicht gehalten?«

»Was soll das heißen? Ich wollte niesen - und Sie haben mich getreten.«

»Hätte ich Gesundheit sagen sollen? Sie sind ein Teufel, Potbury. Sie sind ein Sohn des Vogels.«

Auf der anderen Seite herrschte kurzes Schweigen. »Was soll dieser Unsinn?« fragte Potbury dann.

Randall dachte darüber nach. War das wirklich Unsinn? Nein! Nur diese Erklärung war vernünftig. Aber was war dann mit Hoag? Die Söhne des Vogels haßten ihn. Folglich standen er und Hoag auf der gleichen Seite.

Potbury warf sich jetzt mit seinem ganzen Gewicht gegen die dünne Tür, die diese Behandlung nicht lange aushalten würde.

Randall schlug mit der Faust dagegen. »Potbury! Potbury! Hören Sie mich?«

»Ja.«

»Wissen Sie, was ich jetzt tun werde? Ich werde Hoag anrufen, damit er herkommt. Haben Sie das gehört, Potbury? Er bringt Sie um, Potbury, er bringt Sie um!«

Potbury gab keine Antwort, sondern warf sich erneut gegen die Tür. Randall holte seine Pistole. »Potbury!« Keine Antwort. »Hören Sie auf, Potbury, oder ich schieße!« Die Tür erzitterte wieder.

Dann hatte Randall einen brillanten Einfall. »Im Namen des Vogels - rühren

Sie die Tür nicht mehr an, Potbury!«

Der Lärm verstummte schlagartig. Randall nickte zufrieden und ging ans Telefon.

Es war früh; Hoag war um diese Zeit noch zu Hause. Er verstand Randalls wirre Erklärungen offenbar nicht recht, aber er war bereit, sofort zu kommen.

Randall ging ins Schlafzimmer zurück, um dort Wache zu halten. Er streichelte Cynthias kühle Hand mit der Linken, während er in der Rechten seine Pistole schußbereit hielt, weil er nicht wußte, wie lange die Beschwörung wirksam sein würde. Aber Potbury schien nicht mehr ausbrechen zu wollen; in beiden Räumen herrschte zunächst Schweigen. Dann bildete Randall sich ein, im Bad ein leises Kratzen und Schaben zu hören - ein unheimliches Geräusch.

Ihm fiel nichts ein, was er dagegen hätte unternehmen können, deshalb tat er nichts. Das Geräusch hielt einige Minuten an. Dann herrschte wieder Stille.

Hoag wich erschrocken vor der Pistole zurück. »Mr. Randall!«

»Sind Sie ein Teufel, Hoag?« fragte Randall ihn.

»Ich verstehe Sie nicht...«

»Der Vogel ist grausam!«

Hoag bedeckte sein Gesicht nicht; er starrte Randall nur verwirrt und ängstlich an.

»Okay«, sagte Randall, »falls Sie ein Teufel sind, gehören Sie zur richtigen Sorte. Kommen Sie - ich habe Potbury eingesperrt und möchte ihn mit Ihnen konfrontieren.«

»Mit mir? Warum?«

»Weil er ein Teufel ist - ein Sohn des Vogels. Und die Bande hat Angst vor Ihnen. Los, kommen Sie mit!« Er zog Hoag ins Schlafzimmer. »Ich hätte meine Träume ernst nehmen müssen, das ist mir jetzt klar.« Randall klopfte mit dem Pistolengriff an die Tür. »Potbury! Hoag ist hier. Tun Sie, was ich verlange, dann kommen Sie vielleicht mit dem Leben davon.«

»Was wollen Sie von ihm?« fragte Hoag nervös.

»Natürlich sie.« Randall klopfte nochmals an die Tür, wandte sich an Hoag und flüsterte: »Treten Sie ihm gegenüber, wenn ich die Tür öffne?«

Hoag schluckte trocken, sah zu Cynthia hinüber und erwiderte: »Ja.«

»Vorsicht!«

Das Bad war leer. Es hatte kein Fenster oder irgendeinen anderen Ausweg, aber Potburys Fluchtweg war deutlich erkennbar. Die Farbschicht auf dem Spiegel war mit einer Rasierklinge abgeschabt worden.

Sie riskierten sieben Jahre Unglück und zertrümmerten den Spiegel. Hätte Randall durch den Spiegel klettern können, wäre er über die ganze Bande hergefallen; da er das nicht konnte, wollte er wenigstens diesen Zugang

verschließen.

Danach gab es nichts mehr zu tun. Sie sprachen neben Cynthia darüber, aber sie mußten zugeben, daß sie keine Zauberer waren. Hoag zog sich ins Wohnzimmer zurück, um Randall nicht zu stören. Er sah jedoch gelegentlich zu ihm hinein und entdeckte bei dieser Gelegenheit eine halb unter dem Bett stehende Arzttasche. Er hielt sie hoch. »Haben Sie schon einmal hinein gesehen?«

»Ha?« Randall hob müde den Kopf und las die eingepprägten Goldbuchstaben auf der Klappe:

POTIPHAR T. POTBURY, M. D.

»Er muß sie hier vergessen haben«, meinte Hoag.

»Er hat sie nicht mehr mitnehmen können«, stimmte Randall zu. Er nahm Hoag die Tasche aus der Hand und öffnete sie - ein Stethoskop, ein Kopfspiegel, Klammern, Injektionsspritzen, Instrumente und verschiedene Arzneimittel: die übliche Ausrüstung eines praktischen Arztes. Randall griff nach einer großen braunen Medizinflasche und las das Etikett. »Hoag, sehen Sie sich das an!

GIFT

Pro Rezept nur einmal

MRS. RANDALL - NACH ÄRZTL. VERORDNUNG BONTON  
CUTRATE PHARMACY

»Hat er sie etwa vergiften wollen?« fragte Hoag.

»Nein, das glaube ich nicht - das ist die übliche Warnung vor Betäubungsmitteln. Aber ich möchte sehen, was in der Flasche ist.« Er schüttelte sie. Die Flasche war anscheinend leer. Er begann den versiegelten Verschuß zu erbrechen.

»Vorsichtig!« warnte Hoag ihn.

»Natürlich.« Randall hielt die Flasche von sich weg und roch dann mißtrauisch daran. Aus ihr kam ein unbeschreiblich süßer, zarter Duft.

»Teddy?« Er drehte sich um und ließ die Flasche fallen. Cynthia hatte gesprochen! Ihre Wimpern bewegten sich. »Versprich ihnen nichts, Teddy!« Sie seufzte und schloß wieder die Augen.

»Der Vogel ist grausam«, flüsterte sie.



»Ihre Gedächtnislücken sind der Schlüssel des Geheimnisses«, behauptete Randall. »Wüßten wir, was Sie tagsüber tun und welchen Beruf Sie ausüben, wüßten wir auch, warum die Söhne des Vogels es auf Sie abgesehen haben. Wir wüßten dann auch, wie ihnen beizukommen ist - dann sie haben offenbar Angst vor Ihnen.«

Hoag wandte sich an Cynthia. »Was halten Sie davon, Mrs. Randall?«

»Teddy hat recht, glaube ich. Wenn wir genug von Hypnose verstünden, könnten wir es damit versuchen - aber unter normalen Umständen ist Scopolamin die nächstbeste Methode. Sind Sie bereit, es sich injizieren zu lassen?«

»Ja, wenn Sie es für nötig halten.«

»Hol den Kasten, Teddy.« Sie sprang von dem Schreibtisch, auf dem sie gesessen hatte. Er streckte eine Hand aus, um sie aufzufangen.

»Du mußt dich noch schonen, Kleine«, meinte er vorwurfsvoll.

»Unsinn. Mir geht's prima - jetzt wieder.«

Sie waren in ihr Büro gefahren, sobald Cynthia richtig auf den Beinen stehen konnte. Um es ganz deutlich zu sagen: Sie hatten Angst - aber sie hatten trotzdem nicht den Kopf verloren. In ihrem Apartment fühlten sie sich nicht mehr sicher. Das Büro war allerdings kaum besser. Randall und Cynthia hatten beschlossen, aus Chicago zu verschwinden. Sie hatten sich nur vorläufig zu einem hastigen Kriegsrat in ihr Büro zurückgezogen.

Hoag wußte nicht, was er tun sollte.

»Vergessen Sie einfach, daß Sie dieses Besteck je gesehen haben«, warnte Randall ihn, während er eine Ampulle Scopolamin in die Injektionsspritze aufzog. »Da ich weder Arzt noch Narkotiseur bin, darf ich es eigentlich nicht haben. Aber es ist manchmal ganz praktisch.« Er rieb eine Stelle an Hoags Unterarm mit Alkohol ab. »Ganz ruhig - so!« Er injizierte Hoag das Mittel.

Dann warteten sie die Wirkung ab. »Was erhoffst du dir davon?« flüsterte Randall seiner Frau zu.

»Das weiß ich selbst nicht. Wenn wir Glück haben, verschmelzen seine beiden Persönlichkeiten. Dann erfahren wir vielleicht interessante Dinge.«

Kurze Zeit später sank Hoags Kopf nach vorn; er atmete schwer. Cynthia trat vor und berührte seine Schulter. »Mr. Hoag, hören Sie mich?«

»Ja.«

»Wie heißen Sie?«

»Jonathan ... Hoag.«

»Wo wohnen Sie?«

»Gotham Apartments - sechs-null-zwei.«

»Was arbeiten Sie?«

»Ich ... weiß es nicht.«

»Versuchen Sie sich zu erinnern. Welchen Beruf haben Sie?«

Keine Antwort. Cynthia versuchte es nochmals. »Sind Sie ein Hypnotiseur?«

»Nein.«

»Sind Sie ein - Zauberer?«

Hoag antwortete nicht gleich. Schließlich sagte er: »Nein.«

»Was sind Sie, Jonathan Hoag?«

Er öffnete den Mund, schien antworten zu wollen - und richtete sich dann plötzlich auf. Er wirkte frisch und lebhaft und schien das eingespritzte Mittel gar nicht mehr zu spüren. »Tut mir leid, meine Liebe, aber das muß jetzt aufhören - zumindest vorläufig.«

Er stand auf, trat ans Fenster und sah hinaus. »Schlecht«, murmelte er, während er die Straße beobachtete. »Wie entsetzlich schlecht!« Er schien mit sich selbst zu sprechen. Cynthia und Randall starrten ihn an und wechselten dann einen hilflosen Blick.

»Was ist schlecht, Mr. Hoag?« erkundigte Cynthia sich zögernd. Sie konnte ihren Eindruck nicht analysieren, aber sie hatte das Gefühl, einen anderen Mann vor sich zu haben, der jünger und vitaler war.

»Wie? Oh, entschuldigen Sie bitte. Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Ich war gezwungen, das Mittel ... äh ... wirkungslos zu machen.«

»Wirkungslos zu machen?«

»Seine Wirkung aufzuheben, verstehen Sie? Während Sie gesprochen haben, ist mir nämlich mein Beruf eingefallen, meine Liebe.« Er lächelte freundlich, verzichtete jedoch auf weitere Erklärungen.

Randall erholte sich als erster von seiner Verblüffung. »Welchen Beruf haben Sie also?«

Hoag lächelte nur. »Das darf ich Ihnen nicht sagen«, behauptete er. »Zumindest jetzt nicht.« Er wandte sich an Cynthia. »Meine Liebe, dürfte ich Sie um einen Bleistift und ein Stück Papier bitten?«

»Ah, ja, gewiß.« Sie brachte ihm das Gewünschte; Hoag setzte sich und begann zu schreiben.

Da er sein Verhalten nicht weiter erläutert hatte, sagte Randall aufgebracht:

»Hören Sie, Hoag, wir ...« Hoag sah gelassen zu ihm auf; Randall wollte weiter sprechen, schien Hoags Gesichtsausdruck verwirrend zu finden und schloß verlegen: »Äh ... Mr. Hoag, was hat das alles zu bedeuten?«

»Sind Sie nicht bereit, mir zu vertrauen?«

Randall biß sich auf die Unterlippe und warf dem kleinen Mann einen prüfenden Blick zu. Hoag wirkte geduldig und heiter. »Ja ... ich habe Vertrauen zu Ihnen«, antwortet er dann.

»Ausgezeichnet. Ich schreibe eben ein paar Dinge auf, die Sie bitte für mich einkaufen werden. Ich habe in den nächsten zwei Stunden ziemlich viel zu tun.«

»Verlassen Sie uns?«

»Sie machen sich Sorgen wegen der Söhne des Vogels, nicht wahr? Denken Sie nicht mehr daran! Sie haben nichts mehr von ihnen zu befürchten.« Hoag schrieb weiter. Einige Minuten später gab er Randall die Liste. »Ich habe hier unten notiert, wo wir uns treffen wollen - an einer Tankstelle außerhalb von Waukegan.«

»Waukegan? Warum gerade Waukegan?«

»Aus keinem besonderen Grund. Ich möchte nur noch einmal etwas tun, das ich sehr gern tue und wahrscheinlich nie wieder tun kann. Sie helfen mir doch, nicht wahr? Manche dieser Sachen, die Sie einkaufen sollen, sind schwer zu bekommen - aber Sie geben sich Mühe, Mr. Randall?«

»Natürlich.«

»Gut.« Hoag verließ das Büro.

Randall sah ihm nach, warf einen Blick auf den Zettel in seiner Hand und schüttelte verblüfft den Kopf. »Da soll mich doch ... Cyn, weißt du, was wir für ihn kaufen sollen? Lebensmittel!«

»Lebensmittel? Zeig mir die Liste!«

## 10

Sie fuhren durch die Außenbezirke der Stadt nach Norden. Irgendwo vor ihnen lag der Treffpunkt mit Hoag; hinter ihnen im Kofferraum lagen die Delikatessen, die sie für ihn eingekauft hatten.

»Teddy?«

»Ja, Kleine?«

»Darf man hier auf der Straße wenden?«

»Klar - wenn man sich nicht dabei erwischen läßt? Warum?«

»Weil ich das am liebsten tun würde. Laß mich ausreden«, fuhr sie hastig fort. »Wir haben das Auto, wir haben unser ganzes Geld bei uns. Nichts kann uns daran hindern, nach Süden zu fahren, wenn wir wollen.«

»Denkst du an unseren Urlaub? Keine Angst, wir fahren noch nach Süden - sobald wir dieses Zeug bei Hoag abgeliefert haben.«

»Ich meine keinen Urlaub, Teddy. Ich möchte wegfahren und nie zurückkommen. Jetzt gleich.«

»Mit Delikatessen für achtzig Dollar, die Hoag erst bezahlen muß? Kommt nicht in Frage.«

»Wir könnten sie selbst essen.«

»Kaviar und Froschschenkel! Das können wir uns nicht leisten, Kleine. Wir sind einfachere Kost gewöhnt. Und selbst wenn wir uns das Zeug leisten könnten, möchte ich Hoag noch einmal sprechen. Er ist mir ein paar Erklärungen schuldig.«

Cynthia seufzte. »Das habe ich mir gedacht, Teddy - und deshalb möchte ich auch am liebsten wegfahren. Ich brauche keine Erklärungen; ich bin mit der Welt zufrieden, wie sie ist. Ich will gar nicht wissen, welchen Beruf Mr. Hoag hat oder wer die Söhne des Vogels sind - oder was das alles bedeutet. Ich bin froh, wenn wir ohne weitere Komplikationen ruhig und friedlich miteinander leben können.«

Randall zündete sich eine Zigarette an, warf Cynthia einen prüfenden Blick zu und sah wieder nach vorn. Zum Glück herrschte nicht viel Verkehr. »Mir geht es ähnlich, Kleine, aber ich habe mir etwas anderes überlegt. Wenn wir jetzt kneißen, fürchte ich mich den Rest meines Lebens vor den Söhnen des Vogels und habe Angst, mich zu rasieren, weil ich dazu in den Spiegel sehen muß. Aber es gibt eine rationale Erklärung für alles - es muß eine geben -, und ich möchte sie hören. Dann können wir wieder ruhig schlafen.« Cynthia gab keine Antwort.

»Du brauchst die Sache nur von einer anderen Seite zu sehen«, fuhr Randall etwas irritiert fort. »Was bisher passiert ist, kann auf natürliche Weise ohne jeden Einfluß übersinnlicher Kräfte verursacht worden sein. Hier auf der Straße im Sonnenschein fällt es einem ohnehin schwer, an übernatürliche Mächte zu glauben. Die Söhne des Vogels ... pah!«

Als Cynthia schwieg, sprach er weiter: »Der erste wichtige Punkt ist, daß Hoag ein erstklassiger Schauspieler sein muß. Anstatt ein richtiger Waschlappen zu sein, hat er sich als dominierende Persönlichkeit erwiesen. Hätte ich sonst >Jawohl Sir! Wird gemacht, Sir!< gesagt, als er vorgegeben hat, die Wirkung des Scopolamins abzuschütteln, und uns den Auftrag gegeben hat, für ihn einzukaufen?«

»Vorgegeben?«

»Klar. Jemand hat das Mittel durch gefärbtes Wasser ersetzt - wahrscheinlich an dem Tag, an dem wir die angebliche Warnung in deiner Schreibmaschine gefunden haben. Aber kommen wir auf den springenden Punkt zurück: Hoag besitzt von Natur aus eine starke Persönlichkeit und ist vermutlich ein erstklassiger Hypnotiseur. Die Illusion mit dem dreizehnten Stock und der Firma Detheridge und Companie zeigt, wie geschickt er ist - oder wie geschickt irgendein Komplize ist. Wahrscheinlich hat er nicht nur dir, sondern auch mir irgendwelche Drogen beigebracht.«

»Mir?«

»Natürlich. Erinnerst du dich nicht an das Zeug, welches du bei Potbury getrunken hast? Ein Betäubungsmittel mit Spätzündung.«

»Aber du hast es doch auch getrunken!«

»Das braucht nicht das gleiche Zeug gewesen zu sein. Potbury und Hoag sind Komplizen, deshalb ist es ihnen gelungen, eine Atmosphäre zu erzeugen, in der das alles möglich schien. Der Rest besteht aus Kleinigkeiten, die ganz unbedeutend sind, wenn man sie isoliert sieht.«

Cynthia war anderer Meinung, aber sie behielt ihre Auffassung für sich. Etwas störte sie jedoch. »Wie ist Potbury aus dem Bad entwischt? Du hast mir doch gesagt, er sei eingesperrt gewesen!«

»Darüber habe ich inzwischen nachgedacht. Er hat das Schloß irgendwie geöffnet, während ich mit Hoag telefoniert habe, hat sich im Kleiderschrank versteckt und hat dort auf eine Gelegenheit zur Flucht gewartet.«

»Hmm...« Cynthia schwieg einige Minuten lang.

Randall sprach ebenfalls nicht mehr, weil er sich auf den Verkehr in Waukegan konzentrieren mußte. Er bog links ab und verließ die Stadt.

»Teddy, warum können wir nicht einfach nach Süden fahren, wenn du davon überzeugt bist, daß alles nur Schwindel war und daß die Söhne des Vogels gar nicht existieren? Wir brauchen diese Verabredung mit Hoag nicht einzuhalten!«

»Ich bin mir meiner Sache ganz sicher«, antwortete er, »aber ich verstehe den Grund dafür nicht - und deshalb muß ich Hoag sprechen.« Er schwieg nachdenklich. »Ich glaube allerdings nicht, daß Hoag etwas gegen uns hat. Wahrscheinlich hat er uns die fünfhundert Dollar gezahlt, um uns für einige Unannehmlichkeiten zu entschädigen, während er seine eigenen Pläne verwirklichte. Aber das stellt sich noch heraus. Außerdem können wir nicht mehr umkehren; dort vorn ist die Tankstelle, von der er gesprochen hat - und da steht Hoag!«

Hoag nickte ihnen lächelnd zu und stieg ein. Randall spürte wieder den Drang, ihm zu gehorchen, den er vor zwei Stunden erstmals wahrgenommen hatte. Hoag erklärte ihm, wohin er fahren sollte.

Sie fuhren aufs Land hinaus und verließen bald die asphaltierte Straße. Dann erreichten sie ein Gatter in einem Weidezaun, das Randall öffnen sollte.

»Wir können durchfahren«, erklärte Hoag ihm. »Der Besitzer hat nichts dagegen. Ich bin mittwochs oft hier gewesen. Ein herrliches Fleckchen Erde.«

»Er hatte recht. Die Fahrspuren führten auf einen baumbestanden Hül hinauf. Randall parkte unter einem Baum. Sie stiegen aus. Cynthia holte tief Luft. Im Süden lag Chicago; dahinter und im Osten glitzerte der See. »Ist das nicht herrlich, Teddy?«

»Ja«, gab er zu und wandte sich an Hoag. »Ich möchte nur wissen, warum wir hier sind!«

»Wir sind zu einem Picknick zusammengekommen«, antwortete Hoag. »Ich

habe mir diesen Ort für mein Finale ausgesucht.«

»Finale?«

»Zuerst wollen wir essen«, wehrte Hoag ab. »Dann können wir reden, wenn Sie unbedingt wollen.«

Der Speisezettel war für ein Picknick äußerst ungewöhnlich: Wo man herzhaftes Fleischgerichte und Bier erwartet hätte, gab es exotische Delikatessen und grünen Tee, den Hoag auf einem kleinen Spirituskocher zubereitete. Randall und Cynthia griffen trotzdem hungrig zu. Hoag nahm von allem etwas und ließ kein Gericht aus - aber Cynthia merkte, daß er eigentlich sehr wenig aß und alles nur zu kosten schien.

Nach einiger Zeit fand Randall den Mut, Hoag anzusprechen, der offenbar nicht die Absicht hatte, das Thema selbst zu erwähnen. »Hoag?«

»Ja, Ed?«

»Wird es nicht allmählich Zeit, daß Sie Ihre Maske ablegen und uns nicht mehr zu täuschen versuchen?«

»Ich habe Sie nicht getäuscht, mein Freund.«

»Sie wissen genau, was ich meine - diese ganze Komödie, in der wir in den letzten Tagen mitgespielt haben. Sie haben etwas mit ihr zu schaffen und wissen mehr davon als wir - das ist sonnenklar. Ich will Ihnen nichts vorwerfen«, fügte er hastig hinzu, »aber ich möchte wissen, was das alles bedeutet.«

»Fragen Sie sich selbst, was es bedeutet«, forderte Hoag ihn auf.

»Okay, wird gemacht«, stimmte Randall zu. Er brachte seine Erklärung vor, die Cynthia bereits kannte. Hoag hörte aufmerksam zu; er schwieg jedoch, als Randall fertig war.

»Na?« fragte Randall nervös. »So war doch alles?«

»Ihre Erklärung klingt nicht schlecht.«

»Das finde ich auch. Aber einige Unklarheiten müssen noch beseitigt werden. Warum haben Sie das alles getan?«

Hoag schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Ed. Ich kann Ihnen meine Motive unmöglich erklären.«

»Aber das ist unfair! Sie könnten uns wenigstens ...«

»Wo gibt es im Leben Fairneß, Edward?«

»Ich habe sie von Ihnen erwartet! Sie geben vor, unser Freund zu sein. Dann sind Sie uns auch eine Erklärung schuldig.«

»Ich habe Ihnen eine versprochen«, gab Hoag zu. »Aber wollen Sie sie wirklich hören, Ed? Ich versichere Ihnen, daß Sie nichts mehr zu befürchten haben - auch von den Söhnen des Vogels nicht.«

Cynthia berührte seinen Arm. »Frage nicht nach ihnen, Teddy!«

Er schüttelte ihre Hand entschlossen ab. »Ich muß es wissen. Wie lautet die Erklärung?«

»Sie wird Ihnen nicht gefallen.«

»Das riskiere ich.«

»Einverstanden.« Hoag lehnte sich an den Baum hinter sich. »Ich muß Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die teilweise allegorisch ist, weil die... die Worte, die Begriffe fehlen. Es war einmal eine Rasse, die der Menschheit sehr unähnlich war. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie diese Wesen aussahen oder wie sie lebten, aber sie hatten eine hervorragende Eigenschaft: Sie waren schöpferisch begabt. Kunstwerke zu schaffen und zu genießen - das war ihr Lebenszweck. Ich sage absichtlich >Kunstwerke<, weil Kunst undefiniert, undefinierbar und grenzenlos ist. Ich kann dieses Wort verwenden, ohne fürchten zu müssen, es falsch zu gebrauchen, denn es hat keine feste Bedeutung. Es hat so viele Bedeutungen, wie es Künstler gibt. Aber wir müssen daran denken, daß diese Künstler keine Menschen und daß ihre Kunstwerke nicht menschlich sind. Stellen Sie sich eines dieser Wesen vor, das nach Ihren Begriffen noch jung ist. Er bringt unter Anleitung und Aufsicht seines Lehrers ein Kunstwerk hervor. Er hat Talent, und seine Schöpfung verrät neuartige Ansätze. Sein Lehrer rät ihm, damit fortzufahren und sein Werk beurteilen zu lassen. Wie Sie merken, spreche ich in Metaphern, als handle es sich um einen menschlichen Künstler, der seine Bilder für die Jury einer Gemäldeausstellung vorbereitet.«

Hoag machte eine Pause und sagte plötzlich zu Randall: »Sind Sie religiös, Edward? Haben Sie sich jemals überlegt, daß diese ganze wunderbare Landschaft einen Schöpfer haben könnte? Daß sie einen Schöpfer gehabt haben muß?«

Randall erwiderte seinen Blick und wurde rot. »Ich gehe eigentlich nie in die Kirche«, gab er zu, »aber ... Ja, ich glaube.«

»Und Sie, Cynthia?«

Sie nickte schweigend.

»Der Künstler erschuf diese Welt nach seinen Vorstellungen und mit Materialien, die ihm geeignet erschienen. Sein Lehrer war im ganzen damit einverstanden, aber ...«

»Augenblick!« unterbrach Randall ihn. »Versuchen Sie etwa die Erschaffung der Welt zu beschreiben - des Universums?«

»Was denn sonst?«

»Aber ... Verdammt noch mal, das ist unsinnig! Ich habe eine Erklärung für die Dinge verlangt, die uns zugestoßen sind.«

»Ich habe Ihnen gleich gesagt, daß die Erklärung Ihnen nicht gefallen würde.« Hoag wartete einen Augenblick und fuhr dann fort: »Zu Anfang spielten die Söhne des Vogels eine Hauptrolle auf dieser Welt.«

Randall hatte das schreckliche Gefühl, sein Kopf drohe zu bersten. Er erkannte plötzlich, daß die >Erklärung<, die er sich auf der Fahrt hierher

zurechtgelegt hatte, blanker Unsinn gewesen war - ein Hirngespinnst, zu dem er Zuflucht genommen hatte, um seine Ängste zu unterdrücken. Die Söhne des Vogels ... real - und mächtig! Er spürte, daß er jetzt die Rasse kannte, von der Hoag sprach. Cynthias erschrockener Gesichtsausdruck zeigte, daß sie es ebenfalls wußte - und daß sie beide nie wieder Ruhe finden würden.

»Am Anfang war der Vogel...«

Aus Hoags Blick sprach kein Spott, aber auch kein Mitleid.

»Nein«, erwiderte er gelassen, »den Vogel hat es nie gegeben. Die Söhne des Vogels, wie sie sich nennen, existieren wirklich. Aber sie sind dumm und arrogant. Ihre heilige Geschichte ist nur ein Aberglauben. Aber auf ihre Art und durch die Funktionsweise dieser Welt sind sie mächtig. Was Sie gesehen zu haben glauben, Edward, haben Sie wirklich gesehen.«

»Soll das heißen, daß ...«

»Warten Sie, lassen Sie mich ausreden. Ich muß mich beeilen. Sie haben alles wirklich gesehen - mit einer Ausnahme. Bis heute haben Sie mich nur in Ihrem Apartment oder in meinem erlebt. Die Wesen, die Sie beschattet haben, und das Wesen, das Cynthia erschreckt hat - das waren alles Söhne des Vogels. Stoles und seine Freunde.

Der Lehrer war mit den Söhnen des Vogels nicht einverstanden und schlug gewisse Änderungen vor. Aber der Künstler hatte es zu eilig oder war zu nachlässig; anstatt sie ganz zu entfernen, übermalte er sie nur und machte sie dadurch den Geschöpfen ähnlich, mit denen er seine Welt bevölkerte.

Alles das hätte vielleicht keine Rolle gespielt, wenn sein Werk nicht vor die Jury gekommen wäre. Die Kritiker wurden natürlich auf sie aufmerksam; sie waren ... sie waren schlecht gelungen und entstellten das ganze Werk. Deshalb tauchten Zweifel auf, ob die Schöpfung erhaltungswürdig sei; deshalb bin ich hier.«

Hoag schwieg, als gebe es nichts mehr zu sagen. Cynthia starrte ihn ängstlich an. »Sind Sie ... Sind Sie etwa ...«

Er lächelte. »Nein, Cynthia, ich bin nicht der Schöpfer dieser Welt. Sie haben mich schon einmal nach meinem Beruf gefragt. Ich bin Kunstkritiker.«

Randall hätte ihm das lieber nicht geglaubt. Aber er mußte es glauben; die Wahrheit klang in seinen Ohren und ließ sich nicht mehr wegleugnen. Hoag fuhr fort: »Ich habe vorhin erwähnt, daß ich Begriffe verwenden muß, die Ihnen vertraut sind. Sie sehen hoffentlich auch ein, daß man eine Schöpfung wie diese Welt nicht beurteilen kann, indem man sie wie ein Bild betrachtet. Diese Welt wird von Menschen bewohnt; man muß sie durch die Augen der Menschen sehen. Ich bin ein Mensch.«

Cynthia schüttelte verwirrt den Kopf. »Das begreife ich nicht. Sie haben die Gestalt eines Menschen angenommen?«



»Ich bin ein Mensch. In allen Ländern leben Kritiker - Menschen. Jeder ist die Projektion eines Kritikers, aber jeder ist auch ein Mensch - ein vollwertiger Mensch, der nicht weiß, daß er auch Kritiker ist.«

Randall stürzte sich auf diesen Widerspruch, als hänge sein Verstand davon ab - was vielleicht sogar stimmte. »Aber Sie wissen es - oder behaupten das zu wissen. Das ist ein Widerspruch.«

Hoag nickte gelassen. »Bis heute morgen, als Cynthias Frage es ratsam erscheinen ließ, meine bisherige Rolle nicht weiter zu spielen - übrigens auch aus anderen Gründen -, hatte diese Person keine Ahnung, weshalb sie hier war. Ich war ein Mensch, nicht mehr. Selbst jetzt weiß meine Person nichts, was für meine Zwecke überflüssig wäre. Es gibt Fragen, die ich im Augenblick nicht beantworten könnte - keinesfalls als Jonathan Hoag.

Jonathan Hoag hatte als Mensch auf dieser Welt existiert, um einige ihrer künstlerischen Aspekte zu untersuchen und zu beurteilen. Im Zusammenhang mit dieser Aufgabe erwies es sich als zweckmäßig, ihn feststellen zu lassen, welchen Einfluß die ausgeschiedenen und übermalten Wesen, die sich als Söhne des Vogels bezeichnen, noch immer besitzen. Sie, Cynthia und Edward, sind zufällig in diese Sache hineingezogen worden - unschuldig und ahnungslos wie Brieftauben, die von feindlichen Heeren verwendet werden. Aber durch Zufall bin ich durch den Kontakt mit Ihnen auf etwas anderes gestoßen, das künstlerisch wertvoll ist, und deshalb habe ich mir die Mühe gemacht, diese Erklärung zu versuchen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Lassen Sie mich zuerst von den Dingen sprechen, die ich als Kritiker beobachtet habe. Auf Ihrer Welt gibt es mehrere Vergnügen. Eine dieser Freuden ist das Essen.« Er griff nach einer Weinbeere und gab sie Randall. »Nehmen Sie es lieber mit; ich brauche es ohnehin nicht mehr. Ich werde Sie in wenigen Minuten verlassen.«

»Wohin wollen Sie?«

»Zurück zu mir. Sobald ich fort bin, müssen Sie folgendes tun: Steigen Sie in Ihren Wagen, und fahren Sie sofort nach Süden durch die Stadt. Aber öffnen Sie unter keinen Umständen eines der Autofenster, bis Sie nicht meilenweit außerhalb der Stadt sind.«

»Warum?« Randall schüttelte den Kopf. »Das gefällt mir nicht.«

»Tun Sie's trotzdem! Dort treten jetzt gewisse ... Veränderungen auf.«

»Was soll das heißen?«

»Ich habe Ihnen doch erzählt, daß mit den Söhnen des Vogels abgerechnet wird, nicht wahr? Mit ihnen und allen ihren Werken.«

»Wie?«

Hoag gab keine Antwort, sondern starrte wieder in den Nebel hinein, der sich über die Stadt wälzte. »Ich muß jetzt gehen, glaube ich. Tun Sie, was

ich Ihnen befohlen habe.« Er wollte sich abwenden. Cynthia hob den Kopf und sprach ihn an.

»Nein, gehen Sie noch nicht!«

»Ja, meine Liebe?«

»Sie müssen mir etwas sagen: Bleiben Teddy und ich zusammen?«

Hoag sah ihr in die Augen. »Ich weiß, was Sie meinen«, erwiderte er. »Aber ich kann Ihre Frage nicht beantworten.«

»Sie müssen es doch wissen!«

»Ich weiß es nicht. Falls Sie beide Geschöpfe dieser Welt sind, kann Ihr Lebensweg parallel verlaufen. Aber es gibt überall Kritiker, wissen Sie.«

»Kritiker? Was haben die mit uns zu tun?«

»Einer von Ihnen könnte Kritiker sein. Vielleicht sogar beide. Das kann ich nicht beurteilen. Erinnern Sie sich daran, daß die Kritiker Menschen sind, die hier unter Menschen leben. Ich weiß selbst erst seit heute, daß ich einer der Kritiker bin.« Er warf Randall einen nachdenklichen Blick zu. »Er könnte einer sein. Das habe ich mir heute schon einmal überlegt.«

»Und ich?«

»Das kann ich nicht beurteilen. Es ist ziemlich unwahrscheinlich. Wir Kritiker dürfen einander nicht kennen, wissen Sie, weil das unsere künstlerische Urteilsfähigkeit beeinträchtigen würde.«

»Aber ... aber ... wenn wir nicht gleich sind, müssen wir doch ...«

»Damit bin ich am Ende.« Hoag sprach nicht einmal nachdrücklich, aber seine Stimme klang so definitiv, daß sie beide zusammenschranken. Er bückte sich, betrachtete die Überreste ihres Picknicks und pflückte noch eine Weinbeere. Dann richtete er sich auf, aß sie und schloß dabei die Augen.

Er öffnete sie nicht mehr. »Mr. Hoag?« sagte Randall nach einiger Zeit. Er bekam keine Antwort. »Mr. Hoag!« Wieder keine Antwort. Er schob Cynthia fort, stand auf und ging auf die schweigende Gestalt zu. Er rüttelte ihn an der Schulter. »Mr. Hoag!«

»Aber wir können ihn doch nicht einfach hier lassen!« behauptete Randall einige Minuten später. Er sah auf Hoag herab, der jetzt ausgestreckt und stumm vor ihnen im Gras lag.

»Teddy, er hat genau gewußt, was er tat. Jetzt müssen wir uns an seine Anweisungen halten.«

»Hmm ... wir können in Waukegan halten und die Polizei verständigen.«

»Sollen wir ihnen sagen, daß wir hier einen Toten zurückgelassen haben?« Cynthia schüttelte den Kopf. »Bildest du dir ein, wir dürften dann unbehelligt weiterfahren? Nein, Teddy - wir müssen tun, was er uns befohlen hat!«

»Liebling, du glaubst diesen ganzen Quatsch doch nicht etwa?«

Cynthia hatte Tränen in den Augen. »Glaubst du ihn? Aber ganz ehrlich,

Teddy!«

Er senkte den Kopf. »Schon gut, wir tun, was er gesagt hat. Komm, steig ein.«

Der Nebel, der sich über die Stadt gelegt zu haben schien, war nicht sichtbar, als sie nach Waukegan zurückfuhren; sie sahen ihn auch nicht mehr, als sie in südlicher Richtung abbogen, um nach Chicago zu gelangen. Die Sonne schien, aber die Luft war kühl genug, um Hoags geschlossene Fenster vernünftig erscheinen zu lassen. Sie fuhren den See entlang nach Süden, um dem Loop auszuweichen, und wollten geradewegs in dieser Richtung weiterfahren, bis die Stadt hinter ihnen lag. Der Verkehr war inzwischen etwas stärker geworden; Randall mußte sich deshalb mehr auf die Straße konzentrieren. Keiner von ihnen hatte Lust zu einer Unterhaltung, und diese Tatsache war ein guter Grund, um zu schweigen.

Sie hatten das Gebiet um den Loop hinter sich gelassen, als Randall plötzlich sagte: »Cynthia ...«

»Ja.«

»Wir müssen es jemand erzählen. Ich halte bei dem nächsten Polizisten und bitte ihn, das Polizeirevier Waukegan anzurufen.«

»Teddy!«

»Keine Angst, ich erzähle ihm schon irgend etwas! Ich binde ihm einen Bären auf, damit die Polizei sich damit befaßt, ohne uns zu verdächtigen. Du weißt doch, wie gut ich das kann!«

Cynthia wußte recht gut, daß seine Überredungskünste für diesen Zweck ausreichten; deshalb widersprach sie nicht mehr. Einige Straßen weiter sah Randall einen Polizisten auf dem Gehsteig, wo er sich in der Sonne wärmte und einigen ballspielenden Kindern zusah. Er hielt neben dem Uniformierten. »Machst du bitte dein Fenster auf, Cynthia?«

Sie gehorchte, holte dann erschrocken tief Luft und unterdrückte einen Aufschrei. Randall schrie nicht, aber er hätte es am liebsten getan.

Vor dem offenen Fenster gab es keinen Sonnenschein, keinen Polizisten, keine spielenden Kinder - nichts, gar nichts. Dort wogte nur ein grauer, formloser Nebel, der langsam pulsierte, als sei er mit rudimentärem Leben erfüllt. Sie konnten nicht durch ihn hindurch sehen und die Stadt erkennen; aber das lag nicht daran, daß er zu dicht gewesen wäre, sondern weil er leer war. Aus diesem Nebel drang kein Geräusch; in seinen grauen Tiefen zeigte sich keine Bewegung.

Er paßte sich der Form des Fensterrahmens an und begann ins Wageninnere zu kriechen. »Mach das Fenster zu!« rief Randall laut. Cynthia versuchte zu gehorchen, aber ihre Hände waren zu schwach; er griff über sie hinweg, kurbelte es selbst hoch und überzeugte sich davon, daß es fest geschlossen war.

Das sonnige Bild war wieder sichtbar. Durch das Fensterglas erkannten sie den Polizisten, lärmende Kinder, den Gehsteig und die Gebäude der Stadt dahinter. Cynthia legte ihm eine Hand auf den Arm. »Fahr weiter, Teddy!«

»Augenblick!« wehrte er ab und griff nach der Kurbel seines Fensters. Er drehte es herunter - nur einen Spalt breit.

Das genügte bereits. Die formlos wogende graue Masse erstreckte sich auch dort in unbekannte Fernen. Durch das Glas war die sonnige Straße zu sehen; durch die Öffnung - nichts.

»Fahr weiter, Teddy - bitte!«

Cynthia hätte ihn nicht auffordern müssen; Randall gab bereits Gas.

Ihr Haus liegt nicht ganz am Golf von Mexiko, aber das Meer ist von einem nahegelegenen Hügel aus sichtbar. Das Dorf, in dem sie ihre Einkäufe machen, hat nur achthundert Einwohner, aber sie scheinen auch damit zufrieden zu sein. Sie legen ohnehin keinen großen Wert auf die Gesellschaft anderer, weil sie mit sich selbst genug haben. Und sie sind buchstäblich unzertrennlich. Wenn er in den Gemüsegarten oder auf die Felder hinausgeht, begleitet sie ihn und nimmt sich irgendwelche Handarbeiten mit, die sie tragen und im Freien tun kann. Und wenn sie ins Dorf gehen müssen, gehen sie gemeinsam und Hand in Hand - immer.

Er trägt einen Bart, aber das ist nicht so sehr eigenwillige Besonderheit als vielmehr eine Notwendigkeit, da es im ganzen Haus keinen Spiegel gibt. Die beiden haben eine sonderbare Angewohnheit, die in jeder Gemeinschaft auffallen würde, wenn andere davon erführen, aber sie gehört zu den Dingen, die ihrem Wesen nach normalerweise nicht außerhalb eines Hauses bekannt sind.

Wenn sie abends zu Bett gehen, macht er das Licht aus - aber vorher läßt er noch Handschellen um sein rechtes und ihr linkes Handgelenk zuschnappen, um untrennbar mit ihr vereint zu sein.

# Entführung in die Zukunft

2217 Zeitzone V(EST) Z. Nov. 1980 NYC - >Pop's Place<:

Ich war eben dabei, ein Schnapsglas zu polieren, als die Ledige Mutter hereinkam. Ich merkte mir die Zeit - zehn Uhr siebzehn abends, Eastern Standard Time, 7. November 1980. Zeitagenten merken sich stets Zeit und Datum; das müssen wir.

Die Ledige Mutter war ein Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren: nicht größer als ich, unreife Gesichtszüge und ein aufbrausendes Temperament. Der Kerl gefiel mir nicht - er hatte mir noch nie gefallen -, aber er war der Junge, den ich hier anwerben sollte, er war mein Mann. Ich lächelte mein bestes Barkeeperlächeln.

Vielleicht bin ich zu kritisch. Er war nicht weibisch; er trug diesen Spitznamen nur wegen seiner Standardantwort auf die Frage nach seinem Beruf. »Ich bin eine ledige Mutter«, pflegte er zu sagen. Wenn er in halbwegs guter Laune war, fügte er hinzu: »... für vier Cent pro Wort. Ich schreibe Lebensbeichten.«

Wenn er in miserabler Stimmung war, lauerte er darauf, daß jemand etwas daraus machte. Er kämpfte merkwürdig weiblich - und deshalb wollte ich ihn. Aber das war nicht der einzige Grund.

Er hatte zuviel getrunken, und sein Gesicht zeigte, daß er die Menschheit heute mehr als sonst verachtete. Ich gab ihm einen Doppelten, den er sofort kippte, und ließ die Flasche stehen. Er schenkte sich nach.

Ich wischte die Bar ab. »Na, wie steht's im Ledigen-Mütter-Geschäft?«

Er schien mir das Glas nachwerfen zu wollen. Ich tastete nach meinem Gummiknüttel. Dann beobachtete ich das winzige Absinken der Spannung, das wir im Training erkennen gelernt hatten. »Tut mir leid«, sagte ich. »Das war nur eine Frage. Wie ist das Wetter draußen?«

Er zuckte mit den Schultern. »Das Geschäft läuft. Ich schreibe, die Stories werden gedruckt, ich habe zu essen.«

Ich schenkte mir selbst einen ein. »Du schreibst nicht übel«, behauptete ich und trank ihm zu. »Ich habe schon ein paar gelesen. Du bringst den weiblichen Standpunkt prima heraus.«

Dieses Risiko mußte ich eingehen, er hatte noch nie gesagt, welche Pseudonyme er benutzte. Aber er ging zum Glück nur auf den letzten Satz ein. »Den weiblichen Standpunkt!« wiederholte er verächtlich. »Ja, den kenne ich allerdings. Kein Wunder!« »Oh!« Ich runzelte die Stirn. »Schwestern?« »Nein. Meine Geschichte würdest du mir nie glauben!« »Barkeeper und Psychiater wissen, wie verrückt die Wahrheit sein kann«,

erklärte ich ihm. »Wenn du wüßtest, was ich schon alles ... unglaublich, kann ich dir sagen!«

»Du weißt gar nicht, was >unglaublich< bedeutet.« »Pah! Mich verblüfft nichts mehr, mein Junge.« »Wollen wir um den Rest in der Flasche wetten?« Ich stellte eine volle auf die Theke. »Das ist mein Einsatz.« »Hmm ...« Ich gab dem anderen Barkeeper ein Zeichen, er solle allein weitermachen. Wir waren am äußersten Ende der Theke völlig ungestört; die Gäste sahen sich einen Boxkampf im Fernsehen an, und jemand hatte eben die Musikbox angestellt. »Okay«, begann er, »ich bin ein uneheliches Kind ...«

»Das ist nichts Besonderes«, unterbrach ich ihn. »Meine Eltern waren auch nicht verheiratet.«

»Ich ...« Er lächelte zum erstenmal, seitdem ich ihn kannte. »Ist das dein Ernst?«

»Klar! In unserer Familie heiratet kein Mensch. Alles uneheliche Kinder.«

»Blödsinn - du bist doch verheiratet.« Er zeigte auf meinen Ring.

»Oh, den meinst du.« Ich zeigte ihm den Ring. »Der sieht nur wie ein Ehering aus; ich trage ihn, um vor Frauen sicher zu sein.« Ich hatte ihn neunzehnhundertfünfundneunzig einem Kollegen abgekauft, der ihn aus dem vorchristlichen Kreta mitgebracht hatte. »Das ist der Wurm Ouroboros...«

Er sah kaum hin. »Dann kannst du dich also in meine Lage versetzen. Als kleines Mädchen ...«

»Oha!« sagte ich. »Habe ich das richtig gehört?« »Wer erzählt hier seine Story? Als kleines Mädchen ... Hast du schon einmal von Christine Jorgenson oder Roberta Cowell gehört?«

»Geschlechtsumwandlung? Willst du etwa ...«

»Unterbrich mich nicht, sonst höre ich auf! Ich bin ein Findelkind - neunzehnhundertfünfundfünfzig mit einem Monat vor einem Waisenhaus in Cleveland ausgesetzt worden. Als kleines Mädchen habe ich Kinder mit Eltern beneidet. Als ich dann aufgeklärt wurde - das wird man im Waisenhaus verdammt früh, Pop ...«

»Ja, ich weiß.«

»... habe ich mir geschworen, meine Kinder sollten einen Vater und eine Mutter haben. Dieser Vorsatz hat mich bewegen, meine >Unschuld< zu verteidigen, was in der Umgebung, in der ich leben mußte, bestimmt nicht einfach war. Ich mußte mich schon kräftig wehren, um das zu schaffen. Als ich dann älter wurde, erkannte ich, daß ich wenig Heiratsaussichten hatte - aus dem gleichen Grund, aus dem ich nicht adoptiert worden war.« Er machte ein finsternes Gesicht. »Ich war häßlich, hatte vorstehende Zähne, war flach wie ein Bügelbrett und hatte strähniges Haar.«

»Du siehst auch nicht schlimmer aus als ich.«

»Wen kümmert's, wie ein Barkeeper aussieht? Oder ein Schriftsteller? Aber Adoptiveltern nehmen am liebsten blonde blauäugige Engel, die ruhig dumm sein dürfen. Und später wollen die Jungen eine gute Figur, ein hübsches Gesicht und ein Lächeln, das ihnen sagt, wie wunderbar sie sind.« Er zuckte mit den Schultern. »Das hatte ich nicht zu bieten. Deshalb habe ich mich um den Posten einer Mannschaftsbetreuerin in Raumschiffen beworben.«

»Ah, ich verstehe ...«

»Gar nichts verstehst du! Das Raumkorps hat frühzeitig erkannt, daß die Männer nicht monatelang allein sein wollten. Deshalb wurden Freiwillige gesucht, die vor allem intelligent und emotional stabil sein mußten. Schönheit spielte keine Rolle, denn dafür gab es Operationen - kostenlos, wohlgemerkt. Und die Mädchen konnten damals wie heute damit rechnen, daß sie nach Ablauf ihrer Verpflichtungszeit einen netten Mann bekommen würden.

Mit achtzehn wurde ich einer Familie als >Stütze der Hausfrau< vermittelt. Die Familie wollte nur eine billige Arbeitskraft, aber das war mir gleichgültig, weil ich erst mit einundzwanzig ins Raumkorps eintreten konnte. Ich habe tagsüber gearbeitet und abends angeblich einen Schreibmaschinenkurs besucht - aber in Wirklichkeit war ich bei einem Benimmkurs, um meine Chancen zu verbessern.

Dann habe ich diesen Kerl mit seinen Hundertdollarscheinen kennengelernt.« Er verzog das Gesicht. »Er hatte tatsächlich ein ganzes Bündel in der Tasche. Eines Abends hat er sie mir gezeigt und mich aufgefordert, mir ein paar zu nehmen.

Aber ich habe es nicht getan. Er war der erste Mann, der nett zu mir war, ohne mich gleich ausziehen zu wollen. Ich habe den Kursus aufgegeben, um mich öfter mit ihm treffen zu können. Damals war ich glücklich. Bis es eines Abends im Park doch passiert ist.«

»Und dann?« fragte ich.

»Nichts! Ich habe ihn nie wiedergesehen. Er hat mir vor der Haustür versichert, er liebe mich, hat mich geküßt - und ist verschwunden.« Er machte ein böses Gesicht. »Wenn ich den Kerl hier hätte, würde ich ihn umbringen!«

»Ich kann mir vorstellen, wie dir zumute ist«, behauptete ich, »aber ist das nicht ein bißchen stark? Vielleicht hat er eine Tracht Prügel dafür verdient, daß er dich im Stich gelassen hat, aber ...«

»Er verdient viel mehr! Warte nur, bis du den Rest hörst.« Er trank einen Schluck. »Ich habe mich irgendwie zusammengerissen und mir eingeredet, das sei alles zu meinem Besten gewesen. Schließlich stand mir das

Raumkorps noch offen, bildete ich mir ein. Aber dann merkte ich, was noch passiert war!«

»Schwanger?«

»Und wie! Meine geizige Familie hat möglichst lange darüber hinweggesehen und mich dann auf die Straße gesetzt - und ins Waisenhaus konnte ich nicht zurück. Ich bin als Hausschwangere in einem Krankenhaus untergekommen und habe Nachttöpfe geschleppt, bis es endlich soweit war. An die Entbindung erinnere ich mich nicht mehr. Ich bin in einem Bett aufgewacht und war von der Brust abwärts wie gelähmt. Der Arzt kam herein. >Na, wie geht's uns denn?< wollte er wissen.

>Ich komme mir wie eine Mumie vor.<

>Kein Wunder, denn Sie sind eingepackt wie eine und haben ein schmerzstillendes Mittel bekommen. Ein Kaiserschnitt ist eben keine Kleinigkeit.<

>Kaiserschnitt? Doc, habe ich mein Kind verloren?< - >Oh, nein. Dem Baby geht es gut.<

>Oh. Junge oder Mädchen?<

>Ein gesundes kleines Mädchen von etwas über fünf Pfund.<

Ich war zufrieden. Es ist immerhin etwas, ein gesundes Kind auf die Welt gebracht zu haben. Aber der Arzt sprach weiter.

>Ich muß Ihnen noch eine Mitteilung machen. Am besten erzähle ich Ihnen alles auf einmal und gebe Ihnen dann eine Spritze, damit Sie schlafen können. Sie werden sie brauchen.<

>Warum? Worauf wollen Sie hinaus, Doc?<

>Haben Sie schon einmal von dem schottischen Arzt gehört, der bis zum fünfunddreißigsten Lebensjahr als Frau gelebt hat? Dann hat er sich operieren lassen, ist ein Mann geworden und hat geheiratet. Alles in bester Ordnung.<

>Was hat das mit mir zu tun?<

>Darauf will ich eben hinaus. Sie sind ein Mann.<

Ich versuchte mich aufzurichten. >Was bin ich?<

>Immer mit der Ruhe. Als wir Sie auf dem Operationstisch hatten, blieb uns keine andere Wahl. Sie wären als Frau nie wieder richtig gesund geworden, aber als Mann haben Sie gute Aussichten. Machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Sie sind jung, und wir können einen richtigen Mann aus Ihnen machen.<

Ich begann zu weinen. >Und mein Baby?<

>Sie können es natürlich nicht stillen und ... An Ihrer Stelle würde ich es zur Adoption freigeben.<

>Nein!<

Er zuckte mit den Schultern. >Das ist Ihre Entscheidung. Aber darüber



brauchen Sie noch nicht nachzudenken; wir machen Sie erst wieder gesund.<

Am nächsten Tag durfte ich meine Tochter zum erstenmal sehen. Sie war häßlich wie alle Neugeborenen. Trotzdem liebte ich sie und war fest entschlossen, selbst für sie zu sorgen. Aber vier Wochen später war dieser Vorsatz wertlos.«

»Warum?«

»Sie ist entführt worden.«

»Entführt?«

Die Ledige Mutter nickte heftig. »Aus dem Krankenhaus entführt!« Er atmete schwer. »Wenn das kein Verbrechen war ...«

»Wirklich schäbig«, stimmte ich zu. »Spurlos verschwunden, was?«

Die Polizei hat kaum Hinweise gefunden. Jemand hat sich als ihr Onkel ausgegeben. Als die Krankenschwester einen Augenblick weggehen mußte, ist er mit der Kleinen verschwunden.«

»Personenbeschreibung?«

»Nur ein Mann wie du und ich.« Er runzelte die Stirn. »Ich glaube, daß es ihr Vater war. Wer würde sonst ein Kind entführen? Kinderlose Frauen tun das manchmal - aber seit wann auch Männer?«

»Was ist aus dir geworden?«

»Ich war noch elf Monate im Krankenhaus und bin dreimal operiert worden. Dann wurde ich als Mann entlassen.«

»Eigentlich geht's dir nicht schlecht«, erklärte ich ihm. »Du bist ein Mann, verdienst genug Geld und hast keine größeren Sorgen. Und das Leben einer Frau ist nicht gerade leicht.«

Er starrte mich an. »Was weißt du schon davon!« Er schüttelte den Kopf.

»Kannst du dir vorstellen, wie schwer es war, sich an das neue Leben zu gewöhnen? Ich mußte erst lernen, wie man ein Mann ist.«

»Das dauert einige Zeit, nehme ich an.«

»Allerdings! Damit meine ich nicht, wie man sich kleidet und in welche Toilette man zu gehen hat; das habe ich im Krankenhaus gelernt. Aber wovon wollte ich leben! Welchen Job konnte ich annehmen? Stell dir vor, ich konnte nicht einmal Auto fahren! Ich war beruflos; ich durfte nicht schwer arbeiten, weil ich zu viele Narben und empfindliches Wundgewebe hatte. Außerdem hätte mich auch niemand angestellt, weil mein Fall durch die Presse gegangen und sensationell aufgebauscht worden war.

Deshalb habe ich meinen Namen geändert und bin nach New York gekommen. Zuerst war ich Griller, dann habe ich mir eine Schreibmaschine gemietet und ein Schreibbüro aufgemacht. Lächerlich! In vier Monaten habe ich fünf Briefe und ein Manuskript getippt! Das Manuskript war für >Real Life Tales<, schauerhaft schlecht - aber der Kerl hat es verkauft. Das hat

mich auf eine Idee gebracht; ich habe mir einen Stapel dieser Magazine gekauft und sie gelesen.« Er lächelte zynisch. »Jetzt weißt du also, woher ich den authentischen Standpunkt einer ledigen Mutter kenne ... obwohl ich die wahre Version noch nie verkauft habe. Gewinne ich die Flasche?«

Ich schob sie zu ihm hinüber. Dann dachte ich wieder an die Arbeit.

»Würdest du dich am liebsten auch heute noch an diesem Kerl rächen?«

Seine Augen leuchteten raubtierhaft auf.

»Augenblick! Du würdest ihn doch nicht umbringen?«

Er grinste häßlich. »Warum denn nicht?«

»Immer langsam. Ich weiß mehr darüber, als du denkst. Ich kann dir helfen. Ich weiß, wo er ist.«

Er griff nach mir. »Wo steckt der Kerl?«

»Laß mein Hemd los, Sonny - sonst landest du im Hinterhof, und wir sagen der Polizei, daß du ohnmächtig geworden bist.« Ich zeigte ihm meinen Gummknüppel.

Er ließ mich los. »Entschuldigung. Aber wo ist er? Und woher weißt du so viel?«

»Alles zu seiner Zeit. Es gibt Unterlagen, aus denen alles hervorgeht - Krankenblätter, Waisenhausakten und so weiter. Das Waisenhaus wurde von Mrs. Fehterage geleitet, stimmt's? Und du warst als >Jane< dort, stimmt's? Und das weiß ich nicht von dir, weil du es nicht erwähnt hast, stimmt's?«

Er war verblüfft und ein wenig ängstlich. »Was soll das alles?«

»Ich möchte dir einen Gefallen tun. Ich kann dir diesen Kerl ausliefern. Du tust mit ihm, was dir gefällt - und ich garantiere dafür, daß dir nichts passiert. Aber ich glaube nicht, daß du ihn umbringen würdest. So verrückt bist du nicht...«

»Wo ist er?« drängte er aufgeregt.

»Nicht so hastig! Ich tue etwas für dich - folglich kannst du auch etwas für mich tun.«

»Äh ... was denn?«

»Dein Job gefällt dir nicht. Was würdest du zu hohem Gehalt, regelmäßiger Arbeit, einem unbegrenzt hohen Spesenkonto, selbständiger Tätigkeit und interessanter Beschäftigung sagen?«

Er winkte ab. »Unsinn, Pop - das gibt's nicht alles auf einmal.«

»Okay, ich mache dir einen Vorschlag: Ich liefere ihn dir, du rechnest mit ihm ab und versuchst es dann mit meinem Job. Wenn er dir nicht gefällt ... nun, du bist schließlich ein freier Mensch.«

Er schwankte leicht; der letzte Drink war etwas zuviel gewesen. »Wann krieg' ich ihn?« murmelte er undeutlich.

»Wenn wir uns einig sind - sofort!«

Er streckte mir die Hand entgegen. »Einverstanden!«

Ich nickte meinem Assistenten zu, er solle meine Arbeit mit übernehmen, merkte mir die Zeit - 2300 - und verschwand mit der Ledigen Mutter in Richtung Lagerraum. Nur mein Geschäftsführer und ich hatten einen Schlüssel dafür; nur ich hatte den Schlüssel für einen kleinen Raum hinter dem Lager.

Er sah sich um. »Wo steckt er also?«

»Kommt gleich!« Ich öffnete einen Kasten in der Mitte des Raums; er enthielt einen Koordinatentransformator, Modell IX, Baujahr 2002 - eine wunderbare Maschine, keine beweglichen Teile, Gewicht 23 kg voll aufgeladen, äußerlich nicht von irgendeiner Kiste zu unterscheiden. Ich hatte ihn bereits justiert; jetzt brauchte ich nur noch das Metallnetz auszubreiten, durch das das Transformationsfeld begrenzt wird.

Das tat ich jetzt. »Was ist das?« wollte er wissen.

»Eine Zeitmaschine«, antwortete ich und warf das Netz über uns.

»He!« rief er und wich zurück. Aber damit geriet er nur noch sicherer unter das Netz. Ich nützte seine Überraschung aus, um den Schalter zu betätigen.

\*

1030-V- 3. April 1973 - Cleveland, Ohio-Apex Bldg.:

»He!« wiederholte er. »Nimm mir das verdammte Ding ab!«

»Entschuldigung«, sagte ich und stopfte das Netz wieder in den Kasten. »Du willst ihn doch aufspüren, nicht wahr?« »Aber ... Du hast gesagt, das sei eine Zeitmaschine!« Ich deutete aus dem Fenster. »Ist dort draußen November? Oder New York?« Während er sich von seiner Überraschung erholte, nahm ich ein Bündel Hundertdollarscheine aus dem Kasten und überzeugte mich davon, daß die Nummern und Unterschriften mit 1973 vereinbar waren. Das Zeitbüro hat nichts gegen hohe Ausgaben, aber es duldet keine vermeidbaren Anachronismen. Das Geld war in Ordnung. Er drehte sich um. »Was ist passiert?«

»Er ist draußen. Sieh zu, daß du ihn erwischst. Hier hast du Geld für deine Ausgaben.« Ich drückte es ihm in die Hand. »Sobald du mit ihm abgerechnet hast, hole ich dich hier wieder ab.«

Hundertdollarscheine wirken geradezu hypnotisch auf Leute, die nicht an sie gewöhnt sind. Er starrte sie ungläubig an, als ich ihn behutsam in den Flur hinausschob. Der nächste Sprung war leicht; ich mußte mich nur in der Zeit bewegen.

\*

1700-V. 10. März 1974 - Cleveland - Apex Bldg.:

Unter meiner Tür steckte die Mitteilung, daß der Mietvertrag nächste Woche auslief; ansonsten war das Zimmer unverändert. Draußen waren die Bäume jetzt kahl. Ich beeilte mich, ins Krankenhaus zu kommen. Es dauerte zwanzig Minuten, bis ich die Krankenschwester so gelangweilt hatte, daß sie mich gern einen Augenblick mit dem Baby allein ließ. Ich nahm es mit ins Apex Building. Diesmal war die Einstellung der Zeitmaschine komplizierter, da das Ziel 1955 noch nicht existiert hatte. Aber ich hatte alles vorausberechnet.

0100-V-20. Sept. 1955 - Cleveland - Skyview Motel:

Transformator, Baby und ich trafen in einem Motel außerhalb der Stadt ein. Ich hatte mich dort schon vorher als »Gregory Johnson, Warren, Ohio« angemeldet, so daß wir in einem Zimmer landeten, dessen Schlüssel ich bereits hatte.

Alles weitere war einfach. Jane schlief fest; ich trug sie hinaus, legte sie auf dem Rücksitz des Wagens, den ich bereitgestellt hatte, in eine Obstkiste, fuhr zum Waisenhaus und setzte sie vor dem Eingang aus. Dann rief ich von einer Telefonzelle aus dort an, kam rechtzeitig zurück, um zu sehen, wie sie hereingeholt wurde, ließ den Wagen in der Nähe des Motels stehen, kam zu Fuß in mein Zimmer und stellte die Zeitmaschine neu ein.

\*

2200- V- 24. April 1973 - Cleveland - Apex Bldg.:

Ich hatte den Ablauf genau vorausberechnet. Wenn ich mich nicht irrte, entdeckte Jane in dieser lauen Frühlingsnacht im Park, daß sie doch weniger tugendhaft war, als sie bisher geglaubt hatte. Ich ließ mich mit einem Taxi zu der Adresse fahren, wo sie bei der geizigen Familie arbeitete, und wartete in der Nähe.

Dann tauchten die beiden eng umschlungen aus der Dunkelheit auf. Er verabschiedete sich mit einem langen Kuß von ihr. Als er endlich ging, vertrat ich ihm den Weg. »Das genügt, mein Junge«, stellte ich fest. »Ich hole dich jetzt ab.«

»Du!« Er starrte mich an.

»Ich. Du weißt nun, wer er ist - und wenn du ein bißchen nachdenkst, kommst du auch darauf, wer das Baby ist... und wer ich bin.«

Er gab keine Antwort; er war ziemlich erschüttert. Es ist ein Schock, bewiesen zu bekommen, daß man der Versuchung, sich selbst zu verführen, nicht widerstehen kann. Ich nahm ihn mit ins Apex Building. Wir sprangen wieder.

\*

2300-V - 12. Aug. 1995 - Ausbildungslager:

Ich weckte den wachhabenden Sergeanten, zeigte ihm meinen Ausweis und befahl ihm, den Neuen mit einem Schlafmittel ins Bett zu stecken und morgens zu rekrutieren. Der Sergeant machte ein böses Gesicht, aber er tat, was ich sagte; allerdings hoffte er bestimmt, daß er bei unserem nächsten Zusammentreffen Colonel und ich Sergeant sein würde. »Wie heißt er?« wollte er wissen.

Ich schrieb ihm den Namen auf. Er zog die Augenbrauen hoch. »Hmm ...«

»Tun Sie gefälligst Ihre Pflicht, Sergeant.« Ich wandte mich an meinen Begleiter. »Dein neuer Job gefällt dir bestimmt - und du bist für ihn geeignet. Das weiß ich.«

»Aber ...«

»Schlaf dich aus und laß dir dann alles erklären. Der Job gefällt dir bestimmt!«

»Klar«, fügte der Sergeant hinzu. »Nehmen Sie nur mich - ich bin neunzehnhundertsiebenundzwanzig geboren, bin noch immer jung und genieße das Leben.« Ich ging in den Sprungraum zurück.

\*

2301-V- 7. Nov. 1980 - NYC - >Pop's Place<:

Ich kam mit einer Whiskyflasche in der Hand aus dem Lagerraum zurück, damit die Gäste wußten, wo ich gewesen war. Die Ledige Mutter konnte durch den Hinterausgang verschwunden sein; darum kümmerte sich niemand. Ich war verdammt müde.

Die Arbeit ist anstrengend, aber seit dem großen Fehler von 1982 ist es nicht leicht, jemand aus späteren Jahren zu rekrutieren. Kann man sich eine bessere Möglichkeit vorstellen, als Unzufriedene und Benachteiligte an Ort und Stelle anzuwerben, um ihnen gut bezahlte, interessante (aber auch gefährliche) Jobs zu geben, die der Menschheit nützen? Jedermann weiß, warum es 1977 nicht zu einem Atomkrieg gekommen ist: Die für New York

bestimmte Rakete zündete nicht, und hundert andere Dinge gingen schief. Dafür waren Zeitagenten verantwortlich.

Ich schloß fünf Minuten früher und ließ in der Kasse einen Brief an meinen Geschäftsführer zurück, sein Angebot sei akzeptiert, und er solle sich wegen des Verkaufs an meinen Anwalt wenden, da ich längere Zeit verreist sei. Damit war alles geordnet. Ich ging in den Lagerraum zurück und sprang ins Jahr 2003.

\*

2200-VII - 12. Jan. 2003 - Ausbildungslager –

Zentrale Rekrutierungsstelle: Ich meldete mich bei dem Wachhabenden zurück und ging dann in meine Unterkunft, um erst einmal auszuschlafen. Ich hatte den Whisky mitgenommen (schließlich hatte ich ihn gewonnen) und trank einen Schluck, bevor ich meinen Bericht verfaßte. Das Zeug schmeckte scheußlich, aber es war besser als gar nichts; ich bin nicht gern stocknüchtern, ich denke dann zuviel. Aber ich bin auch kein Säufer; andere Leute sehen Schlangen - ich sehe Menschen.

Ich diktierte meinen Bericht: vierzig Anwerbungen, die von unseren Psychologen bestätigt werden mußten. Darunter auch meine eigene, die keine Schwierigkeiten machen durfte. Ich war doch hier, nicht wahr? Anschließend verfaßte ich ein Gesuch um Versetzung in eine andere Abteilung, weil ich die Rekrutierung satt hatte. Dann warf ich beides in den Einwurfschlitz und ging schlafen.

Mein Blick fiel auf >Die Statuten der Zeit< über meinem Bett:

Tue niemals gestern, was morgen getan werden müßte.

Unternimm nie einen zweiten Versuch,

wenn du endlich Erfolg gehabt hast.

Ein Stich zur rechten Zeit erspart neun Milliarden.

Ein Paradoxon läßt sich paradoxtern.

Es ist früher, wenn du denkst.

Vorfahren sind nur Menschen.

Selbst Jehova nickt.

Sie inspirierten mich nicht mehr wie damals, als ich noch ein Rekrut gewesen war; dreißig subjektive Jahre als Zeitagent laugen einen aus. Als ich mich auszog, betrachtete ich meine Bauchdecke. Ein Kaiserschnitt hinterläßt eine große Narbe, aber ich bin so behaart, daß sie kaum noch zu sehen ist.

Dann betrachtete ich den Ring an meinem Finger.

Die Schlange, die immer und ewig ihren Schwanz verschlingt ... Ich weiß, woher ich stamme - aber woher kommt ihr Wiederbeseelten?

Ich spürte, daß ich Kopfschmerzen bekam, aber ich wollte keine Tablette nehmen. Das habe ich einmal getan - und ihr seid alle fortgegangen.

Deshalb kroch ich unter die Decke und stieß einen Pfiff aus, um das Licht zu löschen.

Ihr seid nicht wirklich dort. Außer mir - Jane - ist hier niemand in der Dunkelheit. Ihr fehlt mir schrecklich!

# Sie

Sie ließen ihn nicht in Ruhe.

Sie würden ihn nie in Ruhe lassen. Er wußte, daß das zu der Verschwörung gegen ihn gehörte - er sollte keine Gelegenheit haben, über die Lügen nachzudenken, die sie ihm erzählten, die Fehler zu entdecken und die Wahrheit selbst herauszubekommen.

Dieser verdammte Wärter von heute morgen! Er war mit dem Frühstück hereingeplatzt und hatte ihn aufgeweckt, so daß er seinen Traum vergessen hatte. Wenn er sich nur an den Traum erinnern könnte ...

Jemand schloß die Tür auf. Er achtete nicht darauf.

»Hallo, alter Junge. Haben Sie wirklich das Frühstück zurückgewiesen?«  
Dr. Haywards berufsmäßig lächelndes Gesicht erschien über ihm.

»Ich hatte keinen Hunger.«

»Aber das geht nicht! Sie werden schwach, und wir können Sie dann nicht völlig heilen. Stehen Sie auf, und ziehen Sie sich an, dann bestelle ich eine Kleinigkeit für Sie.« Er folgte widerstrebend, weil er eine Auseinandersetzung vermeiden wollte, und zog seinen Bademantel an.

»Schon besser«, lobte Hayward. »Zigarette gefällig?«

»Nein, danke.«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Aus Ihnen werde ich nicht schlau! Der Verzicht auf leibliche Genüsse paßt gar nicht zu einem Fall Ihres Typs.«

»Welchen Typ habe ich denn?« fragte er monoton.

Hayward lächelte. »Pst! Wenn wir Ärzte unsere Berufsgeheimnisse preisgäben, müßten wir unser Geld eines Tages ehrlich verdienen.«

»Zu welchem Typ gehört mein Fall?«

»Die Bezeichnung ist doch unwichtig, nicht wahr? Ich weiß außerdem zu wenig über Ihren Fall. Wollen Sie sich nicht endlich aussprechen?«

»Ich spiele Schach mit Ihnen.«

»Gut, meineten.« Hayward nickte ungeduldig. »Wir spielen seit einer Woche täglich Schach. Wenn Sie endlich reden, spiele ich mit Ihnen.«

Was konnte das ausmachen? Er vermutete ohnehin, daß sie bereits wußten, daß er ihre Verschwörung entdeckt hatte; er konnte nichts mehr gewinnen, indem er das Offensichtliche zu verbergen suchte. Folglich konnte der Teufel alles holen!

Er stellte die Schachfiguren auf. »Was wissen Sie über meinen Fall?«

»Bisher sehr wenig. Physische Untersuchung: negativ. Krankengeschichte: negativ. Hohe Intelligenz, wie Ihre Zeugnisse und Ihr Berufserfolg beweisen. Gelegentliche Depressionen, aber nichts Außergewöhnliches. Zuverlässige Informationen besitzen wir nur über den Vorfall, nach dem Sie



zur Behandlung hierher gekommen sind.«

»Gebracht worden sind, wollten Sie sagen. Warum eigentlich?«

»Großer Gott, Mann, wenn Sie sich einsperren und behaupten, Ihre Frau sei in eine Verschwörung gegen Sie verwickelt, muß das doch Aufsehen erregen!«

»Aber sie war in eine Verschwörung verwickelt - wie Sie. Weiß oder schwarz?«

»Schwarz - diesmal greifen Sie an. Warum glauben Sie an eine Verschwörung gegen sich?«

»Das ist eine komplizierte Story, deren Anfänge bis in meine Kindheit zurück reichen. Aber ein bestimmter Vorfall...« Er machte den ersten Zug. Der Arzt zog ebenfalls. »Beginnen wir mit Ihrer frühen Kindheit. Vielleicht ist sie aufschlußreicher als spätere Vorfälle. Hatten Sie als Kind das Gefühl, verfolgt zu werden?«

»Nein!« widersprach er heftig. »Als Kind war ich mit mir und meiner Umgebung zufrieden. Das Leben war gut, und ich war gut und bildete mir ein, alle seien wie ich.«

»Und das waren sie nicht?«

»Durchaus nicht! Besonders die Kinder. Diese kleinen Teufel! Und ich sollte sie mögen und mit ihnen spielen.«

Der Arzt nickte. »Ja, ich weiß. Der Zwang zum Kollektiv. Kinder können grausam sein.«

»Sie verstehen mich falsch. Die Kinder waren nicht unbekümmert brutal; diese Wesen waren ganz anders, ganz anders als ich. Sie sahen mir ähnlich, aber sie waren anders. Wenn ich versuchte, ihnen von etwas zu erzählen, das mich bewegte, lachten sie nur verächtlich und rächten sich dann auf irgendeine Weise dafür.«

Hayward nickte. »Ich weiß, was Sie meinen. Und Erwachsene?«

»Das ist etwas anderes. Um die Erwachsenen habe ich mich nicht viel gekümmert. Sie waren zu groß und mit Dingen beschäftigt, die mir gleichgültig waren. Erst als ich merkte, daß meine Gegenwart sie beeinflusste, bin ich nachdenklich geworden.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Nun, sie haben in meiner Gegenwart nie das getan, was sie sonst taten.«

Hayward runzelte die Stirn. »Tatsächlich? Woher wollen Sie das wissen?«

»Sie haben immer gerade damit aufgehört. Ihre Unterhaltung wurde durch mein Auftauchen unterbrochen, und sie haben dann über das Wetter geredet. Aber ich habe sie heimlich beobachtet und belauscht. Die Erwachsenen haben sich anders benommen, wenn ich nicht in der Nähe war.«

»Sie ziehen, glaube ich. Aber hören Sie, alter Junge - damals waren Sie noch ein Kind. Jedes Kind macht diese Phase durch. Jetzt sind Sie

erwachsen und müssen einsehen, daß es falsch wäre, Kindern zu früh Einblick in die Welt der Erwachsenen zu gewähren. Das könnte ...«

»Ja, ja«, unterbrach er den Arzt ungeduldig, »das weiß ich alles. Trotzdem ist mir einiges unerklärlich geblieben. Und nur deshalb bin ich auf die nächste Tatsache aufmerksam geworden.«

»Welche?« Der Arzt rückte einen Turm zurück.

»Was die Leute sagten und taten, war völlig unwichtig. Folglich mußten sie etwas anderes tun.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sie wollen es nicht verstehen! Ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie mit mir spielen.«

»Warum spielen Sie so gern Schach?«

»Weil ich dabei alle Faktoren berücksichtigen kann und alle Regeln kenne. Aber ... nun, ich habe die Menschen beobachtet, die mir ähnlich waren und die angeblich auch ähnlich empfanden. Aber was taten diese Leute? Sie arbeiteten, um das Geld zu bekommen, mit dem sie Lebensmittel kauften, um bei Kräften zu bleiben, um zu arbeiten, um das Geld zu bekommen, mit dem sie Lebensmittel kauften, um bei Kräften zu bleiben - und so weiter, bis sie schließlich tot umfielen. Und ich sollte ihrem Beispiel folgen!«

Der Arzt lachte. »Das Leben sieht manchmal so aus, das gebe ich zu. Aber wir haben nur dieses Leben. Warum haben Sie nicht versucht, das Beste daraus zu machen?«

»Nein!« Er schüttelte den Kopf. »Erzählen Sie mir keinen Unsinn! Ich weiß genau, daß diese unzähligen Schauspieler nicht nur da sind, um auf so idiotische Weise zu leben. Diese Idiotie muß geplant sein - und ich habe den Plan entdeckt!«

»Wie sieht er aus?« fragte der Arzt und beschäftigte sich wieder mit seinen Figuren.

»Das ganze Schauspiel soll mich ablenken und verwirren, damit ich nicht dazu komme, über seine Bedeutung nachzudenken. Sie alle arbeiten darauf hin.« Er deutete anklagend auf den Arzt. »Die anderen mögen wesenlose Marionetten sein, aber Sie sind etwas anderes! Sie sind einer der Verschwörer. Sie sollen mich dazu bringen, meine alte Rolle weiter zu spielen!«

»Nur keine Aufregung«, wehrte Hayward ab. »Vielleicht handelt es sich wirklich um eine Verschwörung - aber womit glauben Sie diese Sonderbehandlung verdient zu haben? Könnte ich nicht auch ein Opfer wie Sie sein?«

»Ertappt!« Er zeigte auf den Arzt. »Das ist der Zweck der Verschwörung. Alle diese anderen Lebewesen sollen mich nur daran hindern, zu der Erkenntnis zu kommen, daß ich im Mittelpunkt dieser Bemühungen stehe.

Aber ich weiß, daß ich einzigartig bin. Die Welt erstreckt sich von mir aus nach allen Seiten. Ich bin der Mittelpunkt ...«

»Langsam! Dieses Gefühl habe ich auch. Wir sind jeder der Mittelpunkt des Universums ...«

»Nein, das stimmt nicht! Das wollen Sie mir eben einreden - ich sei wie alle anderen. Dann müßte ich mit ihnen in Verbindung treten können. Ich habe es versucht; ich habe meine Gedanken ausgesandt, aber ich bin nur auf Unverständnis, Leere und Fremdartigkeit gestoßen!«

»Soll das heißen, daß Sie nicht glauben, daß ich lebe und bei Bewußtsein bin?«

»Doch, ich halte Sie für lebendig, aber Sie sind einer der anderen - einer meiner Gegenspieler. Sie haben mich mit Tausenden umgeben, deren Gesichter leer und deren Sprache bloße Geräusche sind.«

»Augenblick! Sie gestehen mir also ein Ego zu? Warum behaupten Sie dann, ich sei gänzlich anders als Sie?«

»Warum? Das kann ich Ihnen gleich demonstrieren.« Er stand auf, ging an seinen Schrank und holte einen Geigenkasten heraus. Er setzte das Instrument an, ließ seinen Gefühlen freien Lauf und wandte sich nach dem letzten Ton an den Arzt. »Nun?«

»Hmm.« Hayward schien zu überlegen. »Eigenartig, aber sehr beachtlich. Nur schade, daß Sie nicht Violine studiert haben. Sie hätten berühmt werden können. Warum tun Sie es nicht jetzt noch? Sie könnten es sich doch leisten?«

Er starrte den Arzt kopfschüttelnd an. »Nein, es hat keinen Zweck«, murmelte er. »Eine Verständigung ist nicht möglich. Ich bin allein.« Er packte das Instrument ein und setzte sich wieder. »Ziehe ich?«

»Ja. Achten Sie auf Ihre Königin.«

Er studierte das Brett. »Ich brauche die Königin nicht mehr. Schach!«

Der Arzt wehrte die Bedrohung mit einem Bauern ab.

Er nickte. »Das habe ich vorausgesehen. Wieder Schach - und matt, glaube ich.«

Hayward schüttelte den Kopf. »Nein, nicht ganz«, widersprach er. »Schlimmstenfalls remis.« Er zog. »Ja, wieder ein Remis.«

Der Besuch des Arztes hatte ihn aufgeregt. Er wußte, daß er sich nicht irrte, aber Hayward hatte ihm die logischen Schwächen seiner Position vor Augen geführt. Vom logischen Standpunkt aus konnte die ganze Welt ein einziger großer Schwindel sein. Aber die Logik selbst war ein Schwindel - sie begann mit Annahmen und konnte alles beweisen.

Woran konnte er sich halten? Konnte er eine Grenze zwischen bekannten Tatsachen und allem anderen ziehen und dann die Welt allein auf Grund von Tatsachen interpretieren? Ohne logische Annahmen und unbewiesene

Vermutungen? Er konnte es versuchen ...

Die erste Tatsache war er selbst. Er kannte sich. Er existierte.

An zweiter Stelle kamen die Tatsachen, die seine fünf Sinne ihm vermittelten - was er sah, roch, hörte, schmeckte und ertastete. Er mußte seinen Sinnen vertrauen, obwohl sie vielleicht nicht zuverlässig arbeiteten. Ohne sie wäre er in seinem Körper wie in einem Kerker eingesperrt gewesen.

Und das war nicht der Fall. Er wußte, daß er die Sinneswahrnehmungen nicht selbst erfand. Außerhalb seines Körpers mußte es Dinge geben, die Wahrnehmungen ermöglichten. Alle Philosophien, die von einer nur in der Einbildung der Menschen bestehenden Welt sprachen, waren unsinnig.

Und darüber hinaus? Gab es eine dritte Tatsachengruppe, auf die er sich verlassen konnte? Nein, offenbar nicht. Er durfte sich nicht auf Dinge verlassen, die ihm erzählt wurden oder die er las. Daran konnte er nicht glauben, denn was er in der Schule gelernt hatte, war so widersprüchlich und sinnlos, daß er nur das für wahr hielt, was er selbst bestätigen konnte.

Halt! Diese Lügen, diese sinnlosen Widersprüche waren selbst wieder Tatsachen, die er aus eigener Erfahrung kannte. In diesem Sinn waren sie Informationen, vielleicht sogar wichtige Informationen.

Die Welt war ihm als ein Stück Unvernunft vorgeführt worden, als der Traum eines Idioten. Aber sie war zu gigantisch, um völlig sinnlos zu sein.

Folglich kam er zu seinem Ausgangspunkt zurück: Da die Welt nicht so verrückt sein konnte, wie sie ihm erschien, mußte dieser Eindruck absichtlich hervorgerufen worden sein, um die Wahrheit zu verschleiern.

Warum hatten sie ihm das angetan? Und welche Wahrheit steckte hinter ihren Vorspiegelungen? Welcher rote Faden war darin zu erkennen? Nun, zunächst hatte er zahlreiche Erklärungen für die Welt vorgesetzt bekommen: Philosophien, Religionen und >vernünftige< Theorien. Die meisten waren so unbeholfen, unzulänglich oder bedeutungslos, daß sie nicht ernstgemeint sein konnten. Sie mußten zu Täuschungszwecken dienen.

Aber es gab bestimmte grundsätzliche Annahmen, die in allen diesen Erklärungsversuchen auftauchten. Offenbar sollte er diese Annahmen für wahr halten. Zum Beispiel: daß er ein >Mensch< wie Millionen und Milliarden andere war.

Unsinnig! Er hatte sich nie mit allen diesen Wesen verständigen können, die ihm so ähnlich sahen und so verschieden waren. In seiner Einsamkeit hatte er sich eingeredet, Alice verstehe ihn und sei wie er. Nun wußte er, daß er die tausend Unterschiede absichtlich unberücksichtigt gelassen hatte, weil er sich vor der Einsamkeit fürchtete. Er hatte lieber geglaubt, seine Frau sei ein lebendes Wesen und verstehe seine Gedanken. Er hatte sich geweigert, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, sie sei nur ein Spiegel, ein Echo - oder

etwas viel Schlimmeres.

Er hatte eine Gefährtin, und die Welt war erträglich. Er war mäßig glücklich und hatte sich bereits an die Treitmühle gewöhnt, in der er sich bewegen sollte, bis ein Zufall das Täuschungsmanöver aufgedeckt hatte - dann war sein Mißtrauen um so stärker zurückgekehrt; die bittere Erkenntnis seiner Kinderjahre war bestätigt worden.

Wahrscheinlich war es dumm gewesen, sich darüber aufzuregen. Hätte er den Mund gehalten, wäre er nicht eingesperrt worden. Er hätte so listig wie die anderen sein sollen; er hätte die Einzelheiten und die Hintergründe der Verschwörung feststellen müssen. Vielleicht hätte er ihr dann entgegen können.

Ein Schlüssel klirrte im Schloß. Er hob den Kopf und sah einen Wärter mit Tablett hereinkommen. »Ihr Abendessen, Sir.«

»Danke, Joe«, antwortete er ruhig.

»Heute abend ist Kino, Sir«, fuhr der Wärter fort. »Möchten Sie hin? Dr. Hayward hat gesagt, Sie könnten ...«

»Nein, danke. Ich bleibe lieber hier.«

»Wollen Sie nicht doch gehen, Sir?« fragte der Wärter. »Das würde Ihnen guttun. Heute wird zuerst ein Micky-Maus-Film gezeigt, und dann ...«

Das klingt verlockend, Joe«, antwortete er gelassen. »Micky steckt allerdings in der gleichen Klemme wie ich. Aber ich habe keine Lust. Die Vorführung kann heute ausfallen.«

»Oh, sie findet auf jeden Fall statt, Sir - für unsere übrigen Gäste.«

»Tatsächlich? Ist das ein Beweis für gründliche Arbeit - oder soll ich das nur glauben? Aber ich weiß, was gespielt wird. Wenn ich nicht komme, ist die Vorführung zwecklos.«

Ihm gefiel das Grinsen, mit dem der Wärter auf diesen Angriff reagierte. War er wirklich nur ein muskulöser Mann, der phlegmatisch und tolerant veranlagt war? Oder arbeitete hinter diesen Augen ein Robotergehirn? Nein, vermutlich war er einer von ihnen, da er oft mit ihm zu tun hatte.

Der Wärter ging, und er aß geschnittenes Fleisch, Kartoffelbrei und Gemüse mit dem Löffel, den er als einziges Eßwerkzeug bekommen hatte. Er lächelte wieder über ihre Vorsicht und Gründlichkeit. Dabei bestand diese Gefahr vorläufig nicht - er würde seinen Körper nicht zerstören, solange er ihn noch brauchte, um die Wahrheit zu erforschen. Dieser unwiderrufliche Schritt konnte jedoch später noch nötig werden.

Nach dem Essen beschloß er, seine Gedanken zu Papier zu bringen, um sie besser ordnen zu können. Er würde einige Grundsätze betrachten, die ihm sein ganzes >Leben< lang eingehämmert worden waren. Leben? Ja, damit konnte er beginnen. Er schrieb:

Mir ist erzählt worden, ich sei vor soundsovielen Jahren geboren und werde

in soundsovielen Jahren sterben. Mehrere unbeholfene Gesichter sollten mir erklären, wo ich vor meiner Geburt war und was nach meinem Tod mit mir geschehen wird; aber das sind alles Lügen, die mich nur ablenken sollen. Die Welt um mich herum will mir einreden, ich sei sterblich und werde in einigen Jahren ganz verschwinden, als hätte ich nie existiert.

FALSCH — ich bin unsterblich. Ich bewege mich auf einer Zeitachse, die als geschlossene Kurve weder Anfang noch Ende kennt; die siebzig Jahre meines >Lebens< sind nur ein Bruchstück meiner Erfahrung. Es ist wahr, daß die meisten Religionen, die mir angeboten wurden, die Unsterblichkeit predigen - aber man beachte, wie sie gelehrt wird. Die überzeugendste Lüge ist eine schlecht dargebotene Wahrheit. Sie wollen nicht, daß ich daran glaube.

Vorsicht: Warum liegt ihnen so viel daran, mich davon zu überzeugen, daß ich in einigen Jahren sterben werde? Dafür muß es einen wichtigen Grund geben. Ich vermute, daß sie eine wichtige Veränderung für mich planen. Vielleicht ist es entscheidend, daß ich diese Absicht frühzeitig erkenne - wahrscheinlich bleiben mir dafür noch einige Jahre Zeit. Diese Zeit muß ich nützen.

Der Wärter kam zurück. »Ihre Frau ist hier, Sir.«

»Sag ihr, sie soll weggehen.«

»Bitte, Sir - Dr. Hayward möchte, daß Sie sie empfangen.«

»Sag Dr. Hayward, daß ich ihn für einen ausgezeichneten Schachspieler halte.«

»Ja, Sir.« Der Wärter zögerte. »Sie wollen also nicht mit ihr sprechen, Sir?«

»Nein, ich will nicht mit ihr sprechen.«

Nachdem der Wärter gegangen war, ging er einige Minuten in seinem Zimmer auf und ab, weil er von der Zusammenfassung abgelenkt worden war. Eigentlich behandelten sie ihn hier ganz anständig. Er war froh über dieses Einzelzimmer - und er hatte hier mehr Zeit zum Nachdenken, als er draußen jemals gehabt hatte. Selbstverständlich wurde versucht, ihn zu beschäftigen und abzulenken, aber er war starrköpfig genug, diese Versuche zu ignorieren, um täglich einige Stunden nachdenken zu können.

Wenn sie nur nicht immer wieder Alice vorschicken würden! Obwohl er bei ihrem Anblick längst nicht mehr Angst und Abscheu empfand, sondern ihre Anwesenheit nur noch als lästig und unangenehm betrachtete, war es beunruhigend, an Alice erinnert zu werden.

Schließlich war sie lange Jahre seine Frau gewesen. Was war eine Ehefrau? Eine verwandelte Seele, der Gegenpol eines Menschen, eine Zuflucht in der Einsamkeit. Das hatte er jahrelang geglaubt. Seine Sehnsucht nach einer Gefährtin hatte ihn glauben lassen, sein eigenes Ich spiegele sich in Alices schönen Augen wider.

Er seufzte. Er war davon überzeugt, die meisten angelernten Gefühlsreaktionen abgelegt zu haben - aber Alice konnte er noch immer nicht völlig nüchtern betrachten. Er war mit ihr glücklich gewesen. Was machte es schon, wenn das alles nur ein falscher Traum gewesen war? Sie hatten ihm einen schönen Spiegel geschenkt - und er war so dumm gewesen, ihn von hinten zu betrachten!

Er setzte sich und schrieb weiter: Für die Welt gibt es zwei Erklärungen. Die vernünftige besagt, daß die Welt etwa so ist, wie sie zu sein scheint, und daß die Menschen sich normalerweise von verständlichen Motiven leiten lassen. Die religiös-mystische behauptet, die Welt sei unwirklich, ein bloßes Phantasiegebilde, das uns den Blick für die Realität nimmt.

Aber beide sind FALSCH! Die vernünftige Erklärung ist unvernünftig. Das Leben ist kurz und schwer. Der Mensch wird geboren, um Sorgen zu haben. Er lebt nur eine bestimmte Zahl von Jahren. Alles ist Trug und Eitelkeit. Zu diesen Schlußfolgerungen muß man kommen, wenn man diese Erklärung glaubt. Das menschliche Streben wäre dann so rational wie der Flug einer Motte ins Kerzenlicht. Die >vernünftige< Welt hat weder Sinn noch Zweck, noch Ziel.

Die zweite Erklärung erscheint rationaler, weil sie die unsinnige vernünftige Welt als bloße Einbildung abtut. Aber das ist keine rationale Lösung, sondern eine Flucht von jeglicher Realität, denn sie weigert sich, die Ergebnisse der einzigen direkten Kommunikation zwischen dem Ego und der Außenwelt anzuerkennen. Natürlich sind die >fünf Sinne< bescheidene Kommunikationsmöglichkeiten - aber sie sind auch die einzigen.

Er knüllte das Papier zusammen und sprang auf. Logische Überlegungen halfen ihm nicht weiter - er ahnte die richtige Antwort, aber er konnte sie nicht ausdrücken. Warum diese gigantische Täuschung mit unzähligen Lebewesen, ganzen Kontinenten und einer sinnlosen Geschichte? Warum nicht einfach nur eine Zelle und eine Zwangsjacke?

Anscheinend war es wichtig, ihn völlig zu täuschen, weil ein halbherzig unternommener Täuschungsversuch nicht genügen würde. Konnte es sein, daß sie dadurch verhindern wollten, daß er seine wirkliche Identität ahne?

Das mußte er herausbekommen. Er hatte einmal eine Täuschung erkannt; diesmal mußte er feststellen, was hinter den Kulissen wirklich gespielt wurde.

Dazu mußte er aus diesem Irrenhaus fliehen. Aber er durfte sich nicht sehen lassen, damit sie keine Gelegenheit hatten, ihm etwas vorzuspielen. Das war bestimmt nicht leicht. Er würde listiger und gerissener als sie sein müssen. Aber das traute er sich zu. Er durfte nur kein Mißtrauen erregen, indem er sich ungewöhnlich benahm ...

Das Licht blinkte zweimal. Er traf gehorsam seine Vorbereitungen für die

Nacht. Als dann der Wärter durch den Spion sah, lag er bereits mit dem Gesicht zur Wand im Bett.

Freunde! Überall nur Freunde! Es war gut, unter seinesgleichen zu sein und die Musik zu hören, die aus jedem Lebewesen drang und immer dringen würde. Es war gut zu wissen, daß alles lebte und an ihm teilnahm, wie er an allem teilnahm. Es war gut, die Einheit der vielen und die Vielfältigkeit des einen zu kennen. Es hatte einen bösen Gedanken gegeben - an Einzelheiten erinnerte er sich nicht mehr -, aber er war jetzt vergessen.

Die morgendlichen Geräusche aus der benachbarten Abteilung drangen in das Bewußtsein des schlaftrunkenen Körpers ein, der ihm hier diente, und riefen ihm langsam die Realität des Krankenzimmers zurück. Der Übergang war jedoch so sanft, daß er sich genau daran erinnere, was er zuletzt getan und gedacht hatte. Er lächelte vor sich hin. Merkwürdig, daß er das alles vergessen hatte! Aber nun würde er rasch für Ordnung sorgen. Er würde sie herein rufen und ihnen seine Anweisungen geben. Er freute sich schon auf den Gesichtsausdruck des alten Glaroons, wenn er merkte, daß der Zyklus zu Ende war ...

Der klirrende Schlüssel und das aufschnappende Schloß unterbrachen seine Gedanken. Der Wärter kam mit dem Frühstückstablett herein. »Guten Morgen, Sir. Schönes Wetter heute. Im Bett - oder stehen Sie auf?«

Nicht antworten! Nicht zuhören! Nicht auf die Ablenkung reagieren! Das gehört zu ihrem Plan ... Aber es war zu spät. Er spürte, wie er aus der Realität in diese falsche Welt zurück gerissen wurde, die sie um ihn herum aufgebaut hatten. Die Erinnerung verblaßte, ohne daß ihm ein Anhaltspunkt geblieben wäre. Er konnte nur ahnen, wie groß sein Verlust wirklich war.

»Laß das Tablett auf dem Tisch stehen. Ich esse dort.«

»Okay, wird gemacht.« Der Wärter ging hinaus und schloß die Tür hinter sich ab.

Er blieb noch lange unbeweglich liegen. Schließlich stand er auf und versuchte, einen Fluchtplan zu entwerfen, obwohl er sich noch immer todunglücklich fühlte. Aber der psychische Schock, den er erlitten hatte, als ihm die Realität so plötzlich entzogen wurde, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Sein Verstand befaßte sich mit allen Zweifeln, anstatt Fluchtpläne zu schmieden. War es möglich, daß der Arzt recht hatte, daß er nicht allein in diesem Dilemma steckte? Litt er im Grund nur an Größenwahn?

Konnte es sein, daß die anderen Lebewesen in seiner Umgebung jeweils ein eingekerkertes Ego enthielten - hilflos, blind und taub, zu einer Ewigkeit in erbärmlicher Einsamkeit verurteilt? War Alices leidender Gesichtsausdruck eine wahre Reflexion innerer Qualen und nicht nur ein Schauspielertrick, der ihn gefügig machen sollte?



Jemand klopfte an die Tür. Er sagte »Herein!« und sah dabei nicht auf. Ihr Kommen und Gehen interessierte ihn nicht.

»Liebling ...« Die vertraute Stimme klang leise und zögernd.

»Alice!« Er drehte sich nach ihr um. »Wer hat dich hereingelassen?«

»Bitte, Liebster - ich mußte dich sehen.«

»Das ist nicht fair; das ist nicht fair.« Er sprach mehr mit sich selbst als mit ihr. »Warum bist du gekommen?« fragte er dann.

»Ich liebe dich«, antwortete sie ruhig. »Du kannst mich fortschicken, aber du kannst mir nicht verbieten, dich zu lieben und zu versuchen, dir zu helfen.«

Er wandte sich unschlüssig ab. Konnte er sie wirklich falsch eingeschätzt haben? Was steckte hinter ihrer Schönheit und ihrer melodischen Stimme? Etwa doch eine Seele, die sich nach seiner sehnte? Gut, er würde sie nochmals auf die Probe stellen ...

»Warum hast du darauf bestanden, daß ich in Omaha bleibe?«

»Aber ich habe gar nicht darauf bestanden, Liebster. Ich habe nur darauf hingewiesen, daß wir überlegen müßten, ob ...«

»Schon gut, schon gut!« Weiche Hände und ein hübsches Gesicht, die ihn mit milder Hartnäckigkeit daran hinderten, jemals etwas zu tun, das sein Herz ihm zu tun eingab. Stets in bester Absicht, aber doch so, daß er nie Gelegenheit hatte, die unvernünftigen Dinge zu tun, von denen er wußte, daß sie sich lohnten. Eine Aufseherin, die darauf achtete, daß er nie lange genug Ruhe fand, um über seine Lage nachzudenken ...

»Warum hast du damals versucht, mich davon abzuhalten, in den ersten Stock hinaufzugehen?«

Sie rang sich ein Lächeln ab, obwohl sie bereits Tränen in den Augen hatte.

»Ich wußte nicht, daß dir das wichtig war. Ich wollte nur nicht, daß wir den Zug verpassen.«

Dieser Vorfall war eigentlich unbedeutend gewesen. Aus irgendeinem Grund hatte er darauf bestanden, noch einmal in sein Arbeitszimmer zu gehen, als sie eben das Haus verlassen wollten, um übers Wochenende wegzufahren. Draußen regnete es, und sie hatte darauf hingewiesen, daß sie kaum noch Zeit hätten, rechtzeitig zum Bahnhof zu kommen. Er hatte sich und sie überrascht, indem er Alice zur Seite gestoßen hatte, weil sie ihm im Weg stand. Selbst dann wäre die Sache bedeutungslos geblieben, wenn er nicht unnötigerweise die Jalousie des Fensters an der Rückwand des Hauses hochgezogen hätte.

Eine bloße Kleinigkeit. Draußen vor der Haustür hatte es in Strömen geregnet. Von diesem Fenster aus war das Wetter klar und sonnig.

Er hatte diesen unmöglichen Sonnenschein lange angestarrt, während er seine Umgebung in Gedanken neu ordnete. Er hatte alte Zweifel im Licht

dieser kleinen, aber völlig unerklärlichen Diskrepanz betrachtet. Als er sich dann umdrehte, hatte er sie hinter sich gesehen - und seitdem versuchte er ihren Gesichtsausdruck in dieser Sekunde zu vergessen.

»Was war mit dem Regen?« fragte er jetzt.

»Mit dem Regen?« wiederholte sie verwirrt. »Ja, es hat geregnet. Warum fragst du danach?«

»Aber nicht vor meinem Arbeitszimmer!«

»Was? Natürlich! Die Sonne ist einen Augenblick zwischen den Wolken hervorgekommen, aber das war alles.«

»Unsinn!«

»Was hat das Wetter mit uns zu schaffen, Liebling?« Sie kam näher und legte ihm eine Hand auf den Arm. »Bin ich etwa für das Wetter verantwortlich?«

»Ja, das glaube ich. Geh jetzt bitte.«

Sie ließ ihre Hand sinken, kämpfte mit den Tränen und sagte mühsam beherrscht: »Gut, ich gehe also. Aber denke daran - du kannst jederzeit nach Hause. Und ich warte dort auf dich, wenn du willst.« Sie zögerte. »Küßt du mich wenigstens zum Abschied?«

Er gab keine Antwort. Sie starrte ihn an, tastete blindlings nach der Tür und lief hinaus.

Das Wesen, das er als Alice kannte, begab sich zum Versammlungsort, ohne vorher seine Gestalt zu wechseln. »Wir müssen diese Sequenz beenden. Ich kann seine Entscheidungen nicht mehr beeinflussen.« Das hatten sie erwartet; trotzdem war ihre Enttäuschung spürbar.

Der Glaroon wandte sich an den Ersten Manipulator: »Halte dich bereit, ihm die ausgewählten Erinnerungen sofort einzupflanzen.«

Dann sagte der Glaroon zu dem Ersten Operator: »Die Extrapolation zeigt, daß er innerhalb von zwei Erdtagen auszubrechen versuchen wird. Die vorige Sequenz war vor allem deshalb erfolglos, weil du es versäumt hattest, auf allen Seiten für Regen zu sorgen. Sei also gewarnt!«

»Alles wäre einfacher, wenn wir seine Motive analysieren könnten.«

»Auch das habe ich mir in meiner Eigenschaft als Dr. Hayward oft überlegt«, antwortete der Glaroon eisig, »aber wenn wir seine Motive verstünden, wären wir ein Teil seiner selbst. Denkt an den Vertrag! Er hat sich fast erinnert.«

Das als Alice bekannte Wesen fragte: »Kann er das Tadsch Mahal als nächste Sequenz bekommen? Er scheint es aus irgendwelchen Gründen zu schützen.«

»Du assimilierst dich!«

»Vielleicht. Ich sehe keine Gefahr. Bekommt er es?«

»Der Vorschlag wird erwogen werden.«

Der Glaroon gab weitere Befehle: »Alle Baulichkeiten bleiben bis zur Verlegung des Versammlungsorts. New York City und Harvard University werden im Augenblick demontiert. Lenkt ihn von diesen Sektoren ab. An die Arbeit!«

## Unsere schöne Stadt

Pete Perkins fuhr auf den durchgehend geöffneten Parkplatz und rief: »Hallo, Pappy!«

Der alte Parkwächter sah auf. »Ich komme gleich, Pete.« Er riß die bunte Beilage einer Sonntagszeitung in schmale Streifen. In seiner Nähe tanzte ein kleiner Wirbelwind auf und ab, nahm Papierfetzen vom Boden auf und warf sie Fußgängern ins Gesicht. Der alte Mann hielt ihm einen langen bunten Papierstreifen hin. »Hier, Kitten«, lockte er. »Komm, Kitty ...«

Der Wirbelwind zögerte, richtete sich dann auf, übersprang zwei Autos und landete dicht neben ihm. Er schien an dem Dargebotenen zu riechen.

»Nimm nur, Kitten«, sagte der Alte und ließ den Streifen los. Der Wirbelwind schlang ihn sich um seine Mitte. Die nächsten Papierstreifen bildeten eine Spirale in der Säule aus Papierfetzen und Abfällen, aus denen der sichtbare Körper des Wirbelwindes bestand. Der Alte lächelte, als die Streifen immer höher gewirbelt wurden. »Kitten hat neue Kleider gern«, erklärte er Perkins.

»Vorsichtig, Pappy, sonst glaube ich noch daran!«

»Was? An Kitten brauchst du nicht zu glauben - du siehst sie doch.«

»Klar, aber du tust so, als ob der Wind verstehen könnte, was du sagst«

»Glaubst du das etwa nicht?«

»Willst du dich über mich lustig machen, Pappy?«

»Hmm ... leih mir deinen Hut.« Pappy griff danach. »Hierher, Kitten! Komm zurück! Der Wirbelwind hatte hoch zwischen den Wolkenkratzern gespielt. Jetzt kam er wieder nach unten.

»He, was willst du mit meinem Hut?« fragte Perkins.

»Augenblick ... Hier, Kitten!« Der Wirbelwind erfaßte den Hut und riß ihn in einer langgezogenen Spirale in die Höhe.

»Was soll das?« rief Perkins. »Der Hut hat mich sechs Dollar gekostet!«

»Keine Angst«, beruhigte ihn der Alte, »Kitten bringt ihn wieder zurück.«

»Das glaubst du ja selbst nicht! Wahrscheinlich läßt sie ihn in den Fluß fallen.

»Nein, Kitten verliert nichts, was sie behalten will. Paßt auf!« Der Alte sah zu dem Hut auf, der in der Höhe des obersten Stockwerks eines Hotels schwebte. »Kitten! Bring ihn zurück, Kitten!«

Der Wirbelwind zögerte, ließ den Hut einige Stockwerke fallen, fing ihn wieder auf und jonglierte zögernd mit ihm. »Hierher, Kitten!«

Der Hut sank in einer Spirale, ging in den Gleitflug über und traf Perkins ins Gesicht. »Sie wollte ihn dir aufsetzen«, erklärte ihm der Parkwächter. »Normalerweise zielt sie besser.«

»Das tut sie, was?« Perkins hob seinen Hut auf und starrte den Wirbelwind mit offenem Mund an. »Pappy, darauf müssen wir einen trinken«, meinte er dann.

Sie gingen in Pappys Häuschen. Der Alte brachte zwei Gläser zum Vorschein; Perkins schenkte Whisky aus einer fast vollen Flasche ein. Er trank Pappy zu und setzte sich, um sein Glas erneut zu füllen. »Der erste Schluck war für Kitten«, sagte er. »Der zweite soll mich für das Bankett zu Ehren des Oberbürgermeisters stärken.«

Pappy nickte mitfühlend. »Mußt du dorthin?«

»Ich muß schließlich über irgend etwas schreiben, Pappy. >Gestern Abend war Seine Ehren der Oberbürgermeister, der wie üblich in Begleitung seines Gefolges aus Gangstern, Mitläufern, Schmeichlern und Wahlfälschern erschien, gefeierter Ehrengast eines Banketts aus Anlaß ...< Ich muß irgend etwas schreiben, Pappy, die Leser erwarten es. Warum reiße ich mich nicht endlich zusammen und beantrage Arbeitslosenunterstützung?«

»Die Kolumne von heute war gut, Pete«, tröstete ihn der Alte. Er hielt ein Exemplar der Zeitung Daily Forum hoch; Perkins griff danach und las, was er unter dem Titel UNSERE SCHÖNE STADT geschrieben hatte. »>Was, keine Pferdekutschen mehr?<« murmelte er vor sich hin. »>Es gehört zur Tradition unseres urbanen Paradieses, daß wir mit dem zufrieden sind, was schon unseren Vorvätern genügt hat. Wir stolpern in dem gleichen Graben, in dem Großonkel Tozier sich schon 1909 das Bein gebrochen hat. Wir wissen, daß unser auslaufendes Badewasser nicht verloren ist, sondern mit Chlor versetzt durch den Wasserhahn in der Küche zurückfließen wird. (Der Oberbürgermeister verwendet Quellwasser in Flaschen, was eine Untersuchung wert wäre.) Aber ich muß von einer betrüblichen Veränderung berichten - jemand hat die Pferdekutschen abgeschafft! Selbst im Atomzeitalter sind solche Veränderungen zuviel. Ich fordere alle Bürger unserer Stadt auf, sich ...<«

Perkins ließ die Zeitung sinken. »Völlig zwecklos, Pappy. Unsere Stadt ist korrupt, und sie bleibt es auch! Gib mir die Flasche.«

»Kopf hoch, Pete. Der Tyrann fürchtet ein Lachen mehr als die Kugel des Meuchelmörders.«

»Wo hast du das her? Gut, dann bin ich eben nicht witzig genug. Meine Bemühungen sind so zwecklos wie das Treiben des Wirbelwindes dort draußen.«

Die Fenster klirrten von einem Windstoß. »Vorsicht!« warnte ihn der Alte.  
»Kitten ist sehr empfindlich.«

Pete stand auf und verbeugte sich in Richtung Tür. »Entschuldigung, Kitten. Dein Treiben ist nützlicher als meine Arbeit.« Er wandte sich an den Alten.  
»Komm, wir gehen hinaus und reden mit ihr, Pappy. Das ist mir lieber als das Bankett.«

Der Alte gab dem Wirbelwind weitere bunte Papierstreifen.

»Sie hat die anderen noch immer«, stellte Pete überrascht fest.

»Natürlich«, stimmte Pappy zu. »Kitten ist ein Hamster. Was ihr gefällt, behält sie auch.«

»Wird sie den nie müde - auch an windstillen Tagen nicht?«

»Hier ist es nie ganz windstill. Aber ich glaube, daß Kitten ihre Lieblingsspielzeuge auf Hausdächern versteckt.«

Der Reporter starrte die Zeitungsfetzen an. »Ich möchte wetten, daß sie auch uralte Zeitungen hat. Darüber könnte man schreiben - wie gut unsere Müllabfuhr die Straßen reinigt. Ich beschaffe mir ein paar alte Zeitungen und behaupte, daß sie schon jahrelang durch die Straßen treiben.«

»Warum die Mühe?« fragte Pappy. »Vielleicht hat Kitten etwas zu bieten.«

Er pfiff leise. »Komm, zeig Pappy dein Spielzeug.« Der Wirbelwind drehte sich langsamer. Pappy griff nach einem Stück Zeitung. »Das hier ist drei Monate alte.«

»Genügt nicht«, entschied Pete.

»Augenblick.« Er griff nochmals zu. »Juni letzten Jahres.«

»Schon besser!«

Ein Auto hupte. Der Alte mußte fort. Als er zurückkam, stand Perkins noch an der gleichen Stelle.

»Sie gibt mir nichts«, beklagte er sich.

»Böse Kitten«, sagte der Alte. »Pete ist unser Freund. Zu ihm mußt du nett sein!« Der Wirbelwind bewegte sich unsicher auf der Stelle.

»Schon gut, das konnte sie nicht wissen«, warf Perkins ein. »Siehst du die Zeitung dort drüben? In der Schlagzeile kommt Dewey vor. Glaubst du, daß Kitten die Zeitung seit der Präsidentenwahl von neunzehnhundertachtundvierzig aufbewahrt hat?«

»Warum nicht? Augenblick!« Pappy sprach mit dem Wirbelwind und hielt wenig später die Zeitung in der Hand. »Jetzt können wir nachsehen.«

Perkins starrte die Schlagzeile ungläubig an. Sie lautete: DEWEY EROBERT MANILA. Und das Datum: 1898.

Zwanzig Minuten später hockten sie noch immer bei dem letzten Whisky in der Hütte. Der Reporter betrachtete die vergilbte Zeitung. »Willst du etwa behaupten, daß sie seit einem Dreivierteljahrhundert durch die Straßen geweht wird?«

»Warum denn nicht?«

»Da fragst du noch! Ich gebe zu, daß die Straßen seitdem nicht mehr gereinigt worden sein mögen, aber die Zeitung wäre längst nicht mehr da. Sonne, Regen und so weiter.«

»Kitten achtet gut auf ihre Spielsachen. Vermutlich hat sie die Zeitung bei schlechtem Wetter versteckt.«

»Menschenskind, Pappy, du glaubst doch nicht wirklich ... Doch, das tust du. Aber das ist mir gleichgültig. Ich werde mich mit diesem Stück Papier amüsieren, darauf kannst du dich verlassen!« Er wollte es einstecken.

»He, laß es hier!« widersprach der Alte.

»Warum? Ich will es nur fotografieren lassen.

»Es gehört aber Kitten - sie hat es mir nur geliehen. Sie wird böse, wenn sie es nicht zurück bekommt. Bitte, Pete! Sie zeigt es dir gern, wenn du es brauchst.«

Perkins runzelte die Stirn. »Und wenn die Zeitung verschwindet? Meine ganze Story hängt daran!«

»Dir nützt sie nichts - sie muß sie aufheben. Ich kann ihr sagen, daß sie die Zeitung unter keinen Umständen verlieren darf.«

»Gut, meinerwegen ...« Sie gingen hinaus, und der Alte sprach eindringlich mit Kitten, die das Stück Papier an sich nahm. Perkins blieb noch einmal stehen. »Hör zu, Pappy, du glaubst doch nicht wirklich, daß der Wirbelwind lebt?«

»Warum nicht?« Der alte Mann schüttelte lächelnd den Kopf »Woher weißt du, daß du lebst?«

»Aber ... hmm, weil ich ... nun, wenn du mich danach fragst...« Perkins gab auf. »Das weiß ich nicht.« Er zuckte mit den Schultern. »Gute Nacht, Pappy. Gute Nacht, Kitten.« Er nickte dem Alten zu und tippte in der anderen Richtung grüßend an die Hutkrempe. Die wirbelnde Säule verbeugte sich. Der Chefredakteur ließ Perkins zu sich kommen. »Hören Sie, Pete«, sagte er und hielt ihm einen Abzug unter die Nase, »eigenwillig ist ganz schön, aber ich brauche Artikel, die nicht in irgendeiner Kneipe verfaßt worden sind.« Perkins las die Überschrift: UNSERE SCHÖNE STADT von Peter Perkins. Darunter stand seine Kolumne, in der er den Zustand der New Yorker Straßen beklagte und von dem Wirbelwind erzählte, der eine 75 Jahre alte Zeitung enthielt. Zum Schluß forderte er alle übrigen Städte Amerikas auf, diesen phantastischen Rekord zu brechen.

»Was ist damit los?« wollte Perkins wissen.

»Die Straßenreinigung ist wirklich mies, Pete, aber wir wollen trotzdem bei Tatsachen bleiben.«

Perkins lehnte sich über den Schreibtisch. »Das ist eine Tatsache, Boß.«

»Was? Unsinn, Pete!«

»Hören Sie zu ...« Perkins schilderte ihm sein Erlebnis mit Kitten und der Zeitung von 1898.

»Pete, haben Sie zuviel getrunken?«

»Nur Kaffee und Tomatensaft. Ehrenwort!«

»Und gestern? Der Wirbelwind war wohl mit an der Bar?«

»Ich war völlig ...« Perkins richtete sich würdevoll auf. »Das ist meine Story. Sie können sie drucken oder mich entlassen!«

»Immer mit der Ruhe, Pete. Ich will nur einen Tatsachenbericht. Stellen Sie einen Kostenvergleich mit der Straßenreinigung in anderen Städten an.«

»Wer würde das lesen? Kommen Sie mit, dann zeige ich Ihnen die Tatsachen. Augenblick - wir müssen einen Fotografen mitnehmen.«

Wenige Minuten später machte Perkins den Chefredakteur und Clarence V. Weems mit Pappy bekannt. Clarence machte eine Kamera schußbereit. »Soll ich ein Bild von ihm machen?«

»Noch nicht, Clarence. Pappy, kannst du Kitten dazu bringen, uns das Museumsstück zu zeigen?«

»Klar!« Der Alte pfiff und rief dann: »Komm zu Pappy, Kitten!« Der Wirbelwind sank zwischen den Wolkenkratzern herab und blieb in Pappys Nähe.

»Jetzt?« fragte Clarence.

»Nein, noch nicht.« Der Wirbelwind bekam seinen Auftrag von Pappy und stieg wieder hoch. Der Chefredakteur schien etwas sagen zu wollen, hielt aber doch den Mund. Kitten kam zurück; sie hatte alles fallen gelassen, um die Zeitung zu holen.

»Jetzt!« rief Perkins. »Kannst du die Zeitung fotografieren - in der Luft?«

»Klar«, antwortete Clarence und hob seine Speed Graphic. »Etwas weiter zurück und tiefer«, befahl er dem Wirbelwind. Kitten zögerte noch, als der Verschuß klickte.

»Gut erwischt?« fragte Perkins besorgt.

»Klar«, antwortete Clarence. »Ist das alles?« erkundigte er sich bei dem Chefredakteur. »Okay, dann kann ich ja gehen.« Er verschwand.

Der Chefredakteur seufzte. »Darauf müssen wir einen trinken.«

Vier Drinks später diskutierten Perkins und sein Boß immer noch. Pappy war bereits gegangen. »Seien Sie doch vernünftig, Boß«, drängte Pete. »Sie können nichts über einen lebendigen Wirbelwind bringen. Die Leser würden sich schiefklappen!«

Gaines richtete sich auf. »Meine Zeitung bringt alles, wie es passiert ist, verstanden?« Er winkte den Barkeeper heran. »Noch einen Whisky - aber ohne soviel Sodawasser.«

»Aber das ist wissenschaftlich unmöglich.«

»Ich hab's!« rief Gaines aus. »Wir lassen die Sache vom Smithsonian

Institute untersuchen.«

»Da werden Sie ausgelacht«, behauptete Perkins. »Schon mal von Massenhypnose gehört?«

»Was? Nein, das ist keine Erklärung - Clarence hat alles gesehen.«

»Was beweist das?«

»Ist das nicht klar? Um hypnotisiert zu werden, muß man einen Verstand besitzen.«

»Und woher wissen Sie, daß Clarence keinen hat?«

»Beweisen Sie mir das Gegenteil!«

»Nun, er lebt - deshalb muß er eine Art Verstand haben.«

»Genau das habe ich gesagt! Der Wirbelwind lebt, folglich muß er auch einen Verstand haben. Perkins, wenn die Rauschebärte aus dem Smithsonian Institute auf ihrem unwissenschaftlichen Standpunkt beharren, lasse ich mir das nicht gefallen. Unsere Zeitung läßt sich das nicht gefallen.«

»Ich auch nicht?«

»Keine Minute lang! Unsere Zeitung steht hinter Ihnen, Pete. Los, bringen Sie uns ein Interview mit dem Wirbelwind!«

»Aber ich habe schon eines abgeliefert, das Sie nicht drucken wollten.«

»Wer wollte es nicht drucken lassen? Der Kerl fliegt! Kommen Sie, Pete, wir haben viel zu tun!«

Er knallte sich Petes Hut auf den Kopf und marschierte in die Herrentoilette. Perkins wollte eben die Spätausgabe an seinem Schreibtisch lesen, als das Telefon klingelte. Er reagierte nicht gleich, sondern überflog den Leitartikel, in dem darauf hingewiesen wurde, daß die private Straßenreinigungsfirma, die für die skandalösen Zustände auf New Yorks Straßen zuständig war, einem Schwager des Bürgermeisters gehörte. Das Telefon klingelte noch immer. Perkins hob seufzend ab.

»Pete?« fragte Pappy. »Ich bin hier auf dem Polizeirevier.«

»Warum?«

»Kitten ist angeblich ein öffentliches Ärgernis.«

»Ich komme gleich.« Pete nahm Clarence mit und fuhr los. Pappy saß in Leutnant Dumbroskys Zimmer. Perkins wies mit dem Daumen auf ihn.

»Was hat er angestellt?«

Der Leutnant starrte ihn mürrisch an. »Was haben Sie hier zu suchen, Perkins? Sie sind nicht sein Anwalt.«

»Jetzt?« fragte Clarence.

»Noch nicht, Clarence«, wehrte Perkins ab. »Ich bin Reporter, Dumbrosky. Warum ist er verhaftet worden?«

»Er hat einen Beamten bei der Ausübung seines Dienstes behindert.«

»Stimmt das, Pappy?«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Dieser Kerl...« Er deutete auf einen der



Polizisten. »... kommt auf den Parkplatz und will Kitten die alte Zeitung wegnehmen. Ich sage ihr, daß sie ihm die Zeitung nicht geben soll. Er schwingt seinen Schlagstock und will, daß ich ihr befehle, die Zeitung herauszurücken. Ich weigere mich natürlich.« Er zuckte mit den Schultern.

»Deshalb sitze ich jetzt hier.«

»Aha!« sagte Perkins und wandte sich an Dumbrosky. »Sie sind aus dem Rathaus angerufen worden, was? Und deshalb haben Sie Dugan losgeschickt. Aber warum gerade ihn? Er ist doch so dumm, daß Sie ihn nicht einmal seine Bestechungsgelder allein kassieren lassen!«

»Das ist gelogen!« warf Dugan ein. »Ich ...«

»Maul halten, Dugan!« befahl ihm sein Boß. »Verschwinden Sie, Perkins - hier gibt's keine Story.«

»Wirklich nicht? Ist das keine Story, wenn die Polizei versucht, einen Wirbelwind zu verhaften?«

»Jetzt?« fragte Clarence.

»Niemand hat das versucht! Verschwinden Sie?«

»Warum soll Pappy dann Dugan behindert haben? Was hat Dugan getan - wollte er einen Drachen steigen lassen?«

»Wir werfen ihm ja gar nicht vor, daß er Dugan behindert hat.«

»Tatsächlich nicht? Weshalb ist er dann festgenommen worden?«

»Er ist nicht festgenommen worden. Wir wollen ihn nur vernehmen.«

»Aha! Nicht festgenommen, kein Haftbefehl, keine Anklage, nur mitgeschleppt und eingelocht.« Perkins wandte sich an Pappy. »Du bist nicht verhaftet. An deiner Stelle würde ich jetzt wieder gehen.«

Pappy wollte aufstehen. »He!« rief der Leutnant, sprang auf und hielt ihn fest. »Ich befehle hier, verstanden? Sie bleiben gefälligst ...«

»Jetzt!« brüllte Perkins. Clarences Blitz ließ die beiden erstarren. Dann fuhr Dumbrosky auf.

»Wer hat den Kerl hereingelassen? Dugan - nimm ihm die Kamera ab!«

»Kommt nicht in Frage«, widersprach Clarence und hielt sie hoch.

»Halt!« warf Perkins ein. »Los, nehmen Sie ihm die Kamera ab, Dugan - ich freue mich schon auf die Story. >Polizeileutnant vernichtet Beweis für Brutalität der Polizei.«\*

»Was soll ich tun, Leutnant?« erkundigte Dugan sich unsicher.

Dumbrosky winkte ab. »Schon gut, schon gut. Verwenden Sie das Bild ja nicht, Perkins - ich warne Sie!«

»Wovor?« Pete grinste. »Komm, Pappy. Komm, Clarence.« Sie gingen gemeinsam.

Am nächsten Tag stand unter der Überschrift UNSERE SCHÖNE STADT: Rathaus befiehlt Säuberungsaktion. Während unsere Straßenkehrer ihre übliche Siesta hielten, wurde Leutnant Dumbrosky vom Büro des

Oberbürgermeisters beauftragt, den Wirbelwind von der Third Avenue festzunehmen. Das Vorhaben schlug fehl, weil der Beamte, den er los schickte - ein gewisser Dugan -, den Wirbelwind nicht dazu bewegen konnte, sich verhaften zu lassen. Aber Dugan gab nicht so schnell auf; er nahm statt dessen James Metcalfe, einen Parkwächter, als Komplizen des Wirbelwinds fest. Leutnant Dumbrosky hat den Komplizen vernommen (siehe Bild). Leutnant Dumbrosky wiegt 215 Pfund. Der Komplize wiegt 119.

Moral: Stehen Sie nicht im Weg herum, wenn die Polizei mit dem Wind spielt.

P.S. Bei Redaktionsschluß hatte der Wirbelwind noch immer das Museumsstück aus dem Jahr 1898. Sie können es sich gelegentlich selbst ansehen. Aber beeilen Sie sich lieber, bevor Dumbrosky die nächste Verhaftung vornimmt.

Am Tag darauf war unter der Unterschrift UNSERE SCHÖNE STADT zu lesen: Die verschwundenen Akten. In letzter Zeit waren Schriftstücke, die vor Gericht vorgelegt werden sollten, regelmäßig unauffindbar. Wir schlagen vor, daß Kitten, unser Wirbelwind von der Third Avenue, die Aufbewahrung dieser Akten übernimmt. Sie könnte die besondere Eignungsprüfung für treue Anhänger des Oberbürgermeisters ablegen, die bisher noch jeder bestanden hat.

Warum sollte sie sich auf diese Aufgabe beschränken? Sie ist hartnäckig - und behält, was sie hat. Niemand kann behaupten, sie sei weniger geeignet als manche Spitzen der Stadtverwaltung. Kitten müßte Oberbürgermeister werden! Sie ist die ideale Kandidatin - sie kann mit Leuten umgehen, sie hat nichts gegen viel Betrieb, sie bewegt sich im Kreis, sie kann mit Schmutz werfen, und die Opposition kann ihr nichts anhängen.

Als Erinnerung für Seine Ehren: Was ist aus den Angeboten für den Straßenbelag der First Avenue geworden?

P.S. Kitten hat die Zeitung von 1898 noch immer. Sehen Sie sich das Blatt an, bevor die Polizei es fertigbringt, einen Wirbelwind einzuschüchtern.

Pete holte sich Clarence und ging los, um Pappy zu besuchen. Der Parkplatz war jetzt eingezäunt; ein Mann am Eingang gab ihnen zwei Karten, wollte aber kein Geld. Für Pappy und Kitten war eine Art Arena abgesteckt. »Na, du verdienst anscheinend ganz gut, Pappy«, stellte Pete fest.

»Heute morgen sollte ich zumachen, Pete. Ich sollte täglich fünfzig Dollar Standgebühr zahlen und eine Kautions stellen. Deshalb verschenke ich jetzt die Karten- aber ich weiß, wie viele Leute hier waren. Ich verklage die Stadt!«

»Das nützt dir nichts, Pappy. Aber wir können dafür sorgen, daß du in

Zukunft Ruhe hast.«

»Das ist noch nicht alles. Heute morgen wollten sie Kitty einfangen!«

»Was? Wer? Wie?«

»Die Polizisten. Sie sind mit einem Gebläse aufgekreuzt, das einen starken Sog erzeugte. Damit wollten sie Kitty einsaugen oder zumindest erwischen, was sie mit sich herumträgt.«

»Du hättest mich anrufen sollen, Pappy!«

»Nicht nötig. Kitten hat ihre Sachen versteckt und ist dann ein paarmal durch das Gebläse geschlüpft. Beim letzten mal hat sie Sergeant Yancels Mütze mitgenommen und damit die Maschine verstopft. Daraufhin sind die Polizisten abgezogen.«

Pete grinste. »Du hättest mich trotzdem anrufen sollen. Clarence hätte das aufnehmen müssen.«

»Schon gemacht«, sagte Clarence.

»Ich wußte nicht, daß du hier warst, Clarence.«

»Du hast nicht danach gefragt.«

»Hör zu, Clarence - solche Fotos gehören in die Zeitung, nicht ins Archiv.«

»Auf deinem Schreibtisch«, stellte Clarence fest.

»Oh. Gut, wechseln wir lieber das Thema. Pappy, ich möchte ... Ah, wir bekommen Gesellschaft!«

Sergeant Yancel war wieder da. Er und drei Uniformierte vertrieben die Zuschauer. Pete ging zu ihm hinüber.

»Was geht hier vor, Yancel?«

Der Sergeant sah sich um. »Aha, Sie auch! Los, verschwinden Sie! Hier handelt es sich um einen Notfall.«

»Jetzt, Clarence«, rief Pete.

»Fertig«, antwortete Clarence.

»Okay. Vielleicht erzählen Sie uns, was er eben aufgenommen hat, Yancel - damit das Bild den richtigen Titel bekommt.«

»Quatschkopf! Verschwinden Sie lieber beide, bevor's gefährlich wird. Wir bringen eine Bazooka in Stellung.«

»Was tun Sie?« fragte Pete ungläubig. Aber zwei Polizisten luden wirklich eine Bazooka aus. »Hören Sie, Yancel, ich bin nur ein kleiner Reporter. Was haben Sie hier vor?«

»Das sehen Sie gleich selbst, Schlaukopf.« Der Sergeant wandte sich ab.

»Okay, fangt endlich an! Feuer frei!«

Einer der Polizisten sah auf. »Wohin sollen wir schießen, Sergeant?«

»Natürlich auf den Wirbelwind!«

»Auf welchen Wirbelwind, Sergeant?« fragte der Mann. Yancel wollte diese dämliche Frage entsprechend beantworten, als ihm klarwurde, daß der Wirbelwind verschwunden war.

»Augenblick«, murmelte er und wandte sich an Pappy. »He!« brüllte er.  
»Sie haben ihn weggejagt. Holen Sie ihn wieder her!«

Pete zückte sein Notizbuch. »Sehr interessant, Yancel. Glauben Sie, daß ein Wirbelwind wie ein Hund gehorcht? Ist das die offizielle Meinung der Polizei?«

»Ich ... Kein Kommentar! Halten Sie den Mund, sonst lasse ich Sie festnehmen.«

»Bitte sehr. Aber Ihre Kanone zielt genau aufs Rathaus, Yancel. Ist das ein Attentat auf den Oberbürgermeister?«

Yancel verfolgte die imaginäre Flugbahn. »Zielt gefälligst in die andere Richtung!« befahl er dann. »Wollt Ihr den Oberbürgermeister abknallen?«

»Jetzt treffen Sie die First National Bank«, erklärte Pete ihm. »Das wird spannend!«

»Zielt dorthin, wo niemand gefährdet ist«, befahl der Sergeant den Polizisten. »Muß ich immer für euch denken?«

»Sergeant... Sie zielen, wir schießen. Okay?«

Pete beobachtete sie. »Clarence, du bleibst hier und wartest, bis sie die Bazooka einladen. Dann machst du ein gutes Bild, auf dem Yancel zu erkennen ist. Pappy und ich gehen inzwischen in die Happy Hour Bar.«

»Wird gemacht«, versprach Clarence.

Die nächste Ausgabe von UNSERE SCHÖNE STADT erschien mit der Überschrift: Polizei erklärt Wirbelwind den Krieg. Pete nahm eine Zeitung mit, um sie Pappy zu bringen. Aber er fand weder Pappy noch Kitten auf dem Parkplatz; der Alte war auch in keiner der umliegenden Bars. Pete ging in die Redaktion zurück. »He, Clarence, warst du heute schon auf dem Parkplatz?«

»Nöh.«

»Pappy ist weg.«

»Und?«

»Komm mit! Wir müssen ihn finden.«

»Warum?« Aber er kam und brachte seine Kamera mit.

Auf dem Parkplatz herrschte gähnende Leere. Pete sah sich um und glaubte einen Wirbelwind zu erkennen, der zu ihnen herabsank. »Kitten! Komm her, Kitten!«

Der Wirbelwind warf ihm ein Stück Pappe ins Gesicht.

»Das war nicht nett, Kitten«, beschwerte Pete sich. »Wo ist Pappy?« Als er sah, daß der Wirbelwind wieder nach der Pappe griff, kam er ihm zuvor.  
»Nein, das kommt nicht in Frage!«

Das Stück Pappe in Postkartengröße schien irgendwo mit Reißnägeln befestigt gewesen zu sein, denn die Ecken fehlten. Pete las: THE RITZ-CLASSIC. Darunter stand: Zimmer 2013, einzeln \$ 600, doppel \$ 800.

Dann folge die Hotelordnung. Pete starrte die Karte an und warf sie plötzlich fort. Kitten ließ sie ihm ins Gesicht zurückfliegen.

»Los, Clarence.! Wir müssen ins Ritz-Classic - Zimmer zweitausendunddreizehn.«

»Klar«, sagte Clarence.

Das Ritz-Classic war ein großes Stundenhotel in der Nähe. Pete benützte den Kellereingang, um nicht am Portier vorbei zu müssen. Der Fahrstuhlführer deutete auf Clarences Kamera. »Kommt nicht in Frage, Doc. Bei uns gibt's keine Scheidungsfälle.«

»Das ist keine echte Kamera«, beruhigte Pete ihn. »Wir schmuggeln darin Marihuana.«

»Ach so! Aber das mit der Kamera macht die Leute nur nervös. Welcher Stock?«

»Einundzwanzig.«

Der junge Mann fuhr sie hinauf, ohne auf die anderen Signale zu achten.

»Das kostet zwei Dollar.«

»Was zahlen Sie für die Konzession?« wollte Pete wissen.

»Sie haben Nerven - bei Ihrem Beruf!«

»Sie gingen in den zwanzigsten Stock hinunter, wo Pete an der Tür zu 2013 rüttelte. Dahinter blieb es still, aber Pete glaubte, eine Bewegung gehört zu haben. Er trat mit gerunzelter Stirn zurück.

»Mir ist eben etwas eingefallen«, sagte Clarence, ging fort und kam mit einer roten Feueraxt zurück. »Jetzt?« fragte er.

»Noch nicht, Clarence.« Pete klopfte gegen die Tür. »Pappy! He, Pappy!«

Eine dicke Frau in einem rosa Morgenmantel öffnete die Tür hinter ihnen.

»Wie soll man bei dem Krach schlafen?« erkundigte sie sich.

»Still, Madame, die Sendung beginnt!« Pete horchte an der Tür. Diesmal hörte er deutlich Geräusche und seinen Namen. »Jetzt!« rief er Clarence zu.

Das Schloß zerbarst beim dritten Schlag. Pete lief ins Zimmer, stieß mit jemand zusammen und ging zu Boden. Er sah Pappy auf dem Bett. Der Alte versuchte, sich von einem Knebel zu befreien.

»Hinterher!« rief Pappy, als Pete ihm den Knebel abgenommen hatte.

»Menschenskind, ich dachte schon, du würdest nie mehr kommen!«

»Ich habe Kitten nicht gleich verstanden.«

»Ich hab' beide erwischt!« sagte Clarence stolz.

»Wo?« rief Pete.

»Hier.« Clarence hob seine Kamera hoch.

Sie stürzten aus dem Zimmer. Im Korridor schloß sich eben die Fahrstuhlkabine. Aber sie hatten Glück und konnten gleich mit dem nächsten Aufzug fahren. Unten vor dem Hotel sahen sie sich ratlos um, bis Pappy auf einen Wagen zeigte, der eben aus einer Parklücke fuhr. »Da, das

sind sie!« Pete riß die Tür eines der wartenden Taxis auf.

»Hinter diesem Wagen her!« befahl er. Sie stiegen alle ein.

»Warum?« fragte der Taxifahrer.

Clarence hob die Axt. »Jetzt?« wollte er wissen.

Der Fahrer duckte sich. »Schon gut, ich tu's ja schon.« Er nahm die Verfolgung auf. Zunächst vergrößerte der Abstand sich nicht, aber dann bog der Wagen an der Third Avenue nach rechts ab und fuhr in Richtung Fluß. Sie überquerten ihn und erreichten eine Schnellstraße. Der Taxifahrer drehte sich um. »Kommt der Kamerawagen mit?«

»Welcher Kamerawagen?«

»Drehen Sie denn keinen Film?«

»Nein! In dem anderen Wagen sitzen Entführer. Schneller!«

»Eine Entführung? Da mache ich nicht mit!« Er bremste plötzlich.

Pete bedrohte ihn mit der Axt. »Los, weiter!«

Der Mann gab Gas, aber er protestierte gleichzeitig: »Mit dieser Kiste holen wir sie nie ein.«

Pappy griff nach Petes Arm. »Da ist Kitten!«

»Wo? Ja, schon gut, schon gut...«

»Langsamer!« verlangte Pappy. »Kitten! Hierher, Kitten!« Als der Wirbelwind herankam und sich ihrer Geschwindigkeit anpaßte, rief Pappy ihm zu: »Kitten, du mußt den Wagen dort vorn aufhalten! Halt ihn auf, hörst du?«

Kitten zögerte noch. Aber dann raste sie los - wie ein Wirbelwind. Sie sammelte unterwegs eine Ladung Papier und Abfälle, die sie dem Fahrer des anderen Wagens durchs offene Fenster ins Gesicht warf. Das andere Fahrzeug geriet ins Schleudern. Kitten griff nochmals an. Der Wagen kam von der Fahrbahn ab, prallte gegen die Leitplanke und blieb auf dem Sicherheitsstreifen stehen.

Pete hatte das FBI in Washington wegen der Entführung angerufen und kam rechtzeitig zur Unfallstelle zurück, um Leutnant Dumbrosky aus einem Streifenwagen klettern zu sehen. Pete beeilte sich. »Tun Sie das nicht, Dumbrosky!« rief er.

Der Leutnant zögerte. »Was soll ich nicht tun?«

»Alles. Das FBI ist schon verständigt - und Sie sitzen mit in der Tinte. Machen Sie Ihre Lage nicht selbst schlimmer!«

Pete zeigte auf die beiden Entführer. Clarence saß auf einem und bedrohte den anderen mit der Axt. »Diese Vögel haben bereits gesungen. Das gibt einen Riesenskandal! Wenn Sie sich beeilen, erwischen Sie vielleicht noch ein Flugzeug nach Mexiko.«

Dumbrosky schüttelte den Kopf. »Quatsch«, meinte er zweifelnd.

»Fragen Sie die beiden selbst! Sie haben gestanden.«

Einer der Männer hob den Kopf. »Wir sind bedroht worden«, stellte er fest.  
»Verhaften Sie die Kerle, Leutnant. Sie haben uns überfallen.«

»Ja, nehmen Sie uns alle fest«, schlug Pete vor. »Dann gehen die beiden wenigstens nicht verloren, bevor das FBI sie verhören kann.«

»Jetzt?« fragte Clarence.

Dumbrosky drehte sich um. »Weg mit der Axt!«

»Tu, was er sagt, Clarence. Halte deine Kamera bereit, damit du die Ankunft der FBI-Agenten fotografieren kannst.«

»Ich glaube nicht, daß welche kommen«, wandte Dumbrosky ein.

»Sehen Sie sich nur um!«

Eine dunkelblaue Limousine hielt hinter ihnen. Vier unauffällig gekleidete Männer stiegen aus. Der erste fragte: »Heißt hier jemand Pete Perkins?«

»Ich«, antwortete Pete. »Darf ich Ihnen um den Hals fallen?«

Auf dem Parkplatz herrschte nach Einbruch der Dunkelheit erstaunlich viel Betrieb. Für den neuen Oberbürgermeister und die Ehrengäste war eine Tribüne errichtet worden; ihr gegenüber spielte eine Kapelle; zur Straße hin verkündete ein großes Schild: KITTEN - EHRENBÜRGERIN UNSERER SCHÖNEN STADT.

Kitten selbst tanzte in ihrer Arena auf und ab. Pete stand an der Einzäunung; Pappy war ihm gegenüber postiert. Zwischen ihnen standen Kinder dicht nebeneinander. »Fertig?« rief Pete.

»Fertig«, antwortete Pappy. Dann begannen Pete, Pappy und die Kinder, Luftschlangen in die Arena zu werfen. Kitten fing sie auf und schmückte sich damit.

»Konfetti!« befahl Pete. Jedes Kind leerte einen Beutel aus - aber nur wenig Konfetti erreicht den Erdboden.

»Ballone!« rief Pete. »Licht!« Die Kinder bliesen Luftballone auf; jedes Kind hatte ein halbes Dutzend in verschiedenen Farben. Kitten bekam auch die Ballone. Scheinwerfer flammten auf. Kitten verwandelte sich in eine zwanzig Meter hohe Säule aus wirbelnden Farben.

»Jetzt?« fragte Clarence.

»Jetzt!«

# Das 4-D-Haus

Amerikaner werden auf der ganzen Welt für verrückt gehalten.

Sie geben meistens zu, daß dieser Vorwurf berechtigt ist, verweisen aber gleichzeitig auf Kalifornien als Infektionsherd. Kalifornier behaupten, ihr schlechter Ruf beruhe nur auf dem Verhalten der Einwohner von Los Angeles County. Angelenos leugnen das meistens nicht einmal, fügen jedoch hastig hinzu: »Daran ist Hollywood schuld. Wir können nichts dafür - das wollten wir nicht; Hollywood ist einfach von selbst gewachsen.«

Den Bewohnern von Hollywood ist das gleichgültig; sie genießen ihre Rolle sogar. Sie fahren interessierte Besucher in den Laurel Canon hinauf - »wo die ganz Verrückten wohnen«. Die Canonbewohner lächeln ihrerseits über alle anderen, weil sie genau wissen, daß nur sie allein richtig zu leben verstehen.

Lookout Mountain Avenue heißt ein Seitencanon, der vom Laurel Canon aus in die Höhe führt. Die anderen Canonbewohner sprechen nicht gern von ihm, denn schließlich muß es irgendwo eine Grenze geben!

Hoch oben auf dem Lookout Mountain stand das Haus Nummer 8775 gegenüber der Zuflucht des Eremiten - des echten Eremiten von Hollywood. Dort wohnte Quintus Teal, graduierter Architekt, der die architektonischen Versuche seiner Kollegen für lau, unentschlossen und mutlos hielt.

»Was ist ein Haus?« wollte Teal von seinem Freund Homer Bailey wissen.

»Hmm«, meinte Bailey vorsichtig, »ich sehe Häuser ganz allgemein als eine Vorrichtung an, die vor Regen schützt.«

»Quatsch! Du bist so schlimm wie alle anderen.«

»Ich habe nicht behauptet, daß meine Definition vollständig ist ...«

»Vollständig! Sie zielt nicht einmal in die richtige Richtung. Von diesem Standpunkt aus könnten wir ebensogut in Höhlen hocken. Aber ich mache dir daraus keinen Vorwurf«, fuhr Teal großzügig fort, »du bist auch nicht schlimmer als die Idioten, die heutzutage Häuser bauen. Selbst die sogenannten Modernen ... pah! Neutra! Schindler! Wright! Was haben diese Kerle mir voraus?«

»Aufträge«, antwortete sein Freund.

»Ha? Was war das?« Teal schluckte kurz und erholte sich dann. »Aufträge. Ganz recht. Und warum? Weil ich Häuser nicht als gepolsterte Höhlen ansehe; ich sehe sie als Wohnmaschine, als ein lebendes, dynamisches Ding, das sich den Stimmungen seiner Bewohner anpaßt - nicht als einen toten, statischen, übergroßen Sarg. Warum sollten wir uns von den steingewordenen Auffassungen unserer Vorfahren behindern lassen? Jeder



Schwachsinnige kann ein gewöhnliches Haus konstruieren. Aber ist Euklids statische Geometrie die einzige Möglichkeit? Sollen wir die Picard-Vessiot-Theorie völlig außer acht lassen? Wie steht es mit Modularsystemen - ganz zu schweigen von dem Formenreichtum der Stereochemie? Gibt es in der Architektur keinen Platz für Transformation, Homomorphologie und aktionale Strukturen?»

»Keine Ahnung«, gab Bailey zu. »Davon verstehe ich so wenig wie von der vierten Dimension.«

»Und warum sollten wir uns auf drei beschränken, anstatt ... he!« Teal starrte in der Ferne. »Homer, das war eine blendende Idee! Wenn ich mir vorstelle, welche Möglichkeiten in vier Dimensionen stecken ...« Er stand ganz still; nur seine blaßblauen Augen blinzelten nachdenklich.

Bailey rüttelte ihn an der Schulter. »He, wach auf! Was soll der Unsinn mit vier Dimensionen? Die Zeit ist eine vierte Dimension, aber ich denke an eine räumliche vierte wie Länge, Höhe und Tiefe. Eine materialsparende Konstruktion mit idealer Raumzuordnung - und alles auf kleinstem Grundriß. Ich denke dabei an einen Tesseract...«

»Was ist ein Tesseract?«

»Hast du in der Schule geschlafen? Ein Tesseract ist ein Hyperwürfel, ein quadratischer Körper mit vier Dimensionen, wie ein Würfel drei und ein Quadrat zwei haben. Paß auf, ich zeige dir, was ich meine.« Teal lief in die Küche seines Apartments und kam mit einer Schachtel Zahnstocher zurück, die er auf den Tisch leerte, nachdem er Gläser und eine Ginflasche zur Seite geschoben habe. »Jetzt brauche ich Plastilin ... ich habe letzte Woche noch welches hier gehabt.« Er zog die Schreibtischschubladen auf. »Ah, bei mir geht eben nichts verloren!«

»Was hast du vor?«

»Das wirst du gleich sehen.« Teal machte erbsengroße Plastilinkugeln und verband mit ihnen vier Zahnstocher zu einem Quadrat. »Da! Das ist ein Quadrat!« - Offensichtlich.«

»Ein zweites Quadrat und vier weitere Zahnstocher ergeben einen Würfel.« Die Plastilinkugeln hielten die Ecken zusammen. »Jetzt machen wir einen zweiten Würfel wie den ersten, und die beiden bilden die zwei Seiten des Tesserakts.« Er arbeitete rasch weiter. »Jetzt paß auf, Homer! Man öffnet eine Ecke des ersten Würfels, verbindet ihn dort mit dem zweiten und schließt die Ecke wieder. Darm nimmt man weitere acht Zahnstocher und verbindet den Boden des zweiten. Die obere Fläche des ersten wird auf gleiche Weise mit der oberen des zweiten verbunden.«

»Was soll das dann sein?« erkundigte Bailey sich.

»Das ist ein Tesseract - acht Würfel bilden die Seiten eines vierdimensionalen Hyperwürfels.«

»Och? Ich sehe aber nur zwei Würfel. Wo sind die anderen sechs?«

»Hast du keine Phantasie, Mann? Sieh dir die oberen Flächen des ersten und zweiten Würfels an - sie bilden den dritten. Dann die beiden Bodenflächen, die Vorderseiten, hinten, links und rechts - insgesamt acht Würfel.« Er zeigte sie Bailey.

»Ja, ich sehe sie. Aber das sind keine Würfel; das sind ... Prismen. Sie sind nicht quadratisch.«

»Das liegt nur an der Perspektive, Homer. Wenn du einen Würfel zeichnest, sind die Seitenflächen auch verschoben, nicht wahr? Eine vierdimensionale Figur sieht in der dritten Dimension natürlich verzerrt aus. Aber das sind trotzdem alles Würfel.«

»Vielleicht für dich - aber für mich sind sie schief.«

Teal überhörte diesen Einwand. »Stell dir das als Gerüst eines Achtzimmerhauses vor, Homer. Im Erdgeschoß haben wir einen Raum - Heizung, Garage und so weiter. Im nächsten Geschoß sind es sechs: Wohnzimmer, Schlafzimmer, Esszimmer, Bad und dergleichen. Und ganz oben liegt dein Arbeitszimmer mit Fenstern an allen vier Seiten. Na, wie gefällt dir das?« »Ich glaube, daß die Badewanne aus der Decke im Wohnzimmer hängt. Diese Räume sind wie Krakenarme ineinander verschlungen.«

»Nur in der Perspektive, nur in der Perspektive. Hier, ich zeige es dir anders.« Diesmal baute Teal einen Würfel aus Zahnstochern und einen zweiten aus halben Zahnstochern, den er mit Hilfe von abgebrochenen Zahnstochern genau in der Mitte des ersten befestigte. »Der große Würfel ist das Erdgeschoß, der kleine stellt deine Arbeitsräume dar. Die sechs übrigen sind Wohnräume. Siehst du das?«

Bailey studierte die Anordnung und schüttelte den Kopf. »Ich sehe nur einen großen und einen kleinen Würfel. Die anderen Körper sind diesmal pyramidenförmig - aber trotzdem keine Würfel.«

»Weil du sie in einer anderen Perspektive siehst!«

»Hmm, vielleicht. Aber dieser Raum hier ist völlig eingeschlossen. Dabei sollte er doch vier Fenster haben?«

»Die hat er auch - er wirkt nur eingeschlossen. In einem Tesseracthaus liegt jedes Zimmer an der Außenseite, aber jede Wand dient zwei Räumen, und ein Achtzimmerhaus braucht nur ein Fundament in der Größe eines Zimmers. Das ist revolutionär!«

»Glaubst du? Das ist verrückt, mein Lieber; das kann man nicht bauen. Dieses Zimmer liegt in der Mitte - und dort bleibt es!«

Teal beherrschte sich mühsam. »Leute wie du verhindern eine Weiterentwicklung der Architektur. Wie viele Seiten hat ein Würfel?«

»Sechs.«

»Wie viele liegen außen?«

»Alle.«

»Gut. Hör zu - ein Tesseract hat acht quadratische Seiten, die alle außen liegen. Ich klappe es jetzt auseinander, damit du siehst, was ich meine.« Teal baute rasch einen Körper aus vier übereinander stehenden Würfeln und fügte an jeder Seite des zweiten Würfels einen weiteren Würfel an. Der Bau schwankte etwas, weil die Plastilinkugeln nachgaben, aber er blieb stehen. »Ist dir die Anordnung jetzt klar? Alles ruht auf dem untersten Raum, dann kommen die sechs Wohnräume - und hier ganz oben ist dein Arbeitszimmer.«

Bailey nickte langsam. »Das verstehe ich wenigstens. Ist das auch ein Tesseract?«

»Das ist ein in drei Dimensionen aufgeklappter Tesseract. Um ihn wiederherzustellen, steckt man den obersten Würfel in den unteren und klappt die seitlichen ein. Das alles geschieht natürlich in der vierten Dimension; man verändert die Würfel nicht und schieb sie keineswegs nur ineinander.«

Bailey betrachtete die wacklige Konstruktion eingehend. »Hör zu«, meinte er schließlich, »warum läßt du die vierte Dimension nicht einfach sausen - mit der kommst du ohnehin nicht zurecht - und baust ein Haus wie das hier?«

»Wieso komme ich nicht mit ihr zurecht. Das ist nur eine simple mathematische Aufgabe ...«

»Ruhig Blut, mein Freund! Die Aufgabe mag simpel sein, aber ein vierdimensionales Haus würde nie genehmigt. Andererseits hätte eines dieser Art unbestreitbare Vorteile ...«

Teal studierte das Modell. »Hm, vielleicht hast du recht. Die Zahl der Räume und die Fundamentgröße bleiben gleich. Die außen liegenden Zimmer lassen sich so anordnen, daß sie möglichst viel Sonne bekommen. Die Mittelachse ist für die Zentralheizung ideal. Wir legen das Eßzimmer nach Nordosten und die Küche nach Südwesten - und alle Räume bekommen große Fenster. Okay, Homer, wird gemacht! Wo soll das Haus gebaut werden?«

»Augenblick! Ich habe nicht gesagt, daß du es für mich bauen sollst...«

»Natürlich! Für wen sonst? Deine Frau will doch ein neues Haus - bitte sehr!«

»Sie will ein Haus im Kolonialstil.«

»Das bildet sie sich nur ein. Frauen wissen nie, was sie wollen.«

»Meine Frau weiß es immer.«

»Diese Flausen hat ihr irgendein altmodischer Architekt in den Kopf gesetzt. Sie fährt einen neuen Wagen und kleidet sich modern, nicht wahr? Warum

sollte sie dann in einem Haus aus dem achtzehnten Jahrhundert wohnen wollen? Paß auf, dieses Haus wird die Sensation des Jahres!«

»Hmm ... ich muß aber erst mit ihr reden.«

»Nichts muß du! Das wird eine Überraschung für sie. Trink noch einen Schluck.«

»Ich kann ohnehin nichts entscheiden. Meine Frau und ich fahren morgen nach Bakersfield. Dort beginnen neue Bohrungen, weißt du.«

»Das ist die beste Gelegenheit! Wir überraschen sie bei eurer Rückkehr mit dem Haus. Schreib gleich einen Scheck aus - dann bist du alle Sorgen los.«

»Ich müßte sie wirklich erst fragen. Daß paßt ihr bestimmt nicht.«

»Sag mal, wer hat eigentlich in deiner Familie die Hosen an?«

Der Scheck wurde ausgestellt, bevor die nächste Flasche Gin halb geleert war.

In Südkalifornien geht alles schnell. Gewöhnliche Häuser werden innerhalb weniger Wochen gebaut, und Teal brachte es fertig, die Arbeiter so anzutreiben, daß das Tesserakt-Haus in Tagen statt Wochen in die Höhe wuchs. Zuerst gab es wegen der nach allen Himmelsrichtungen hinausragenden Räume Schwierigkeiten mit der Baugenehmigung, aber Teal überwand sie durch massige Stahlträger und massive Bestechung der Verantwortlichen.

Einen Tag nach der Rückkehr der Baileys erschien Teal vor ihrer Villa und betätigte nachdrücklich die Mehrklanghupe seines Wagens. Bailey riß die Haustür auf. »Warum klingelst du nicht?«

»Zu langsam«, antwortete Teal unbekümmert. »Ich bin ein Mann der Tat. Ist deine Frau fertig? Ah, guten Morgen, Mrs. Bailey! Steigen Sie ein, wir haben eine Überraschung für Sie!«

»Du kennst doch Teal, Liebste«, warf Bailey unbehaglich ein.

Mrs. Bailey rümpfte die Nase. »Allerdings! Wir fahren in unserem Wagen, Homer.«

»Natürlich, Liebste.«

»Prima Idee«, stimmte Teal zu, »damit kommen wir schneller voran. Am besten fahre ich selbst; ich kenne den Weg.« Er nahm Bailey die Schlüssel ab und setzte sich ans Steuer, bevor Mrs. Bailey sich von ihrer Überraschung erholt hatte.

»Ich bin ein völlig sicherer Fahrer«, erklärte Teal Mrs. Bailey und drehte sich nach ihr um, während er in Richtung Sunset Boulevard raste. »Ich habe noch keinen schweren Unfall gehabt.«

»Sie haben bestimmt nur einen«, entgegnete sie bissig. »Sehen Sie bitte nach vorn!«

Teal wollte etwas sagen, aber Bailey unterbrach ihn. »Wo ist das Haus, Quintus?«

»Haus?« fragte Mrs. Bailey mißtrauisch. »Was soll das, Homer? Hast du mir etwas verschwiegen?«

»Ganz recht, es handelt sich um ein Haus, meine liebe Mrs. Bailey«, warf Teal diplomatisch ein. »Eine Überraschung, die Ihr Mann sich ausgedacht hat! Warten Sie nur, bis Sie es selbst sehen ...«

»Das muß ich wohl«, stimmte sie grimmig zu. »In welchem Stil ist es gebaut?«

»Dieses Haus verkörpert einen ganz neuen Stil. Es ist neuartig, es ist neuer als die nächste Woche! Man muß es sehen, um diesen Fortschritt richtig würdigen zu können. Da fällt mir übrigens noch etwas ein«, fuhr er rasch fort, ohne eine Reaktion abzuwarten, »haben Sie heute nacht das Erdbeben gespürt?«

»Erdbeben? Welches Erdbeben? Homer, hat es ein Erdbeben gegeben?«

»Nur einen kleinen Erdstoß«, fügte Teal beruhigend hinzu. »Gegen zwei Uhr morgens. Wenn ich nicht wach gewesen wäre, hätte ich gar nichts gemerkt.«

Mrs. Bailey fuhr zusammen. »Entsetzlich! Hast du das gehört, Homer? Wir hätten in unseren Betten umkommen können, ohne etwas davon zu merken. Warum habe ich mich nur dazu überreden lassen, Iowa zu verlassen?«

»Aber du wolltest doch nach Kalifornien, Liebste«, wandte Bailey hoffnungslos ein. »In Des Meines hat es dir nicht mehr gefallen.«

»Davon brauchen wir jetzt nicht zu sprechen«, erklärte sie ihm. »Du bist ein Mann; du hättest solche Dinge voraussehen müssen. Erdbeben!«

»Davor brauchen Sie in Ihrem neuen Haus keine Angst zu haben, Mrs. Bailey«, warf Teal ein. »Es ist absolut erdbebensicher!«

»Na, das hoffe ich sehr. Wo steht es überhaupt?«

»Gleich um die nächste Ecke. Hier ist schon die Ankündigung.« Teal zeigte auf eine Reklametafel mit ungewöhnlich großer Schrift:

## DAS HAUS DER ZUKUNFT! KOLOSSAL - NEU- ERSTAUNLICH REVOLUTIONÄR

Sehen Sie, wie Ihre Enkel leben werden?

Q. Teal, Architekt

»Die Tafel verschwindet natürlich, bevor sie einziehen«, fügte er hastig hinzu, als er Mrs. Baileys Gesichtsausdruck sah. Er bog um die Ecke und hielt vor dem Haus der Zukunft. »Voila!« Er beobachtete die Reaktion der Baileys.

Bailey starrte ungläubig aus dem Fenster; seine Frau verzog angewidert das Gesicht. Sie sahen einen einfachen Würfel mit Fenstern und Türen, der mit mathematischen Symbolen verziert war. »Was soll das, Teal«, fragte Bailey

langsam.

Teal drehte sich nach dem Haus um. Der seltsame Turm war verschwunden. Die sieben Räume über dem Erdgeschoß fehlten. Nur der unterste ruhte noch auf seinem Fundament. Verdammt noch mal!« rief Teal aus. »Ich bin bestohlen worden!«

Er rannte los.

Aber das half nichts. Der Anblick blieb auf allen Seiten gleich: Die anderen sieben Räume waren verschwunden. Bailey holte ihn ein und hielt ihn fest. »Was soll das? Wieso bist du bestohlen worden? Warum hast du nicht gebaut, was wir vereinbart hatten?«

»Das habe ich ja getan! Ein Achtzimmerhaus als aufgeklappter Tesseract. Sabotage! Meine sauberen Kollegen wollten sich die Konkurrenz vom Hals schaffen!«

»Wann warst du zuletzt hier?«

»Gestern nachmittag.«

»Und da war noch alles in Ordnung?«

»Ja. Die Gärtner waren fast fertig.«

Bailey betrachtete den wunderbar angelegten Garten. »Ich verstehe nicht, wie sieben Räume demontiert und weggeschafft worden sein sollen, ohne daß der Garten darunter gelitten hat.«

Teal sah sich um. »Sieht nicht danach aus, was? Das begreife ich auch nicht.«

Mrs. Bailey kam heran. »Na, ich soll mich wohl allein amüsieren? Warum sehen wir es uns nicht wenigstens an? Aber ich warne dich, Homer - es gefällt mir bestimmt nicht.«

»Okay«, stimmte Teal zu und holte die Schlüssel aus der Tasche. »Vielleicht entdecken wir wenigstens die Spuren der Täter.«

Die große Diele im Erdgeschoß schien völlig in Ordnung zu sein; die Schiebetüren zur Garage standen offen, so daß der ganze Raum zu überblicken war. »Scheint in Ordnung zu sein«, stellte Bailey fest.

»Vielleicht sehen wir vom Dach aus, was passiert sein muß. Wo ist die Treppe? Oder haben sie die auch gestohlen?«

»Nein, nein«, versicherte Teal ihm. Er drückte auf einen Knopf unter dem Lichtschalter; die Treppe sank lautlos von der Decke herab - eine silberglänzende Aluminiumkonstruktion mit schwarzen Plastikstufen. Teal lächelte triumphierend, während Mrs. Bailey sichtlich auftaute.

»Nicht übel«, gab Bailey zu. »Aber sie scheint nirgends hinzuführen ...«

»Oh ...« Teal folgte seinem Blick. »Die Abdeckung hebt sich automatisch. Offene Treppenhäuser sind ein Anachronismus. Kommt!« Er hatte recht. Die Decke über ihnen öffnete sich tatsächlich geräuschlos und ließ sie die nächste Ebene erreichen, die jedoch wider Erwarten nicht aus dem Dach des

einzelnen Raumes gebildet wurde. Sie standen in der Mitte eines der fünf Zimmer, die das zweite Geschoß der ursprünglichen Anlage bildeten.

Teal war zum erstenmal in seinem Leben sprachlos. Bailey folgte seinem Beispiel und kaute auf seiner Zigarre herum. Vor ihnen und durch einen offenen Bogen erreichbar lag die Küche - ein Meisterwerk der Innenarchitektur, bei dessen Anblick jede Hausfrau in Verzückung geraten mußte. Links von ihnen erwartete das vornehm, aber trotzdem behaglich möblierte Speisezimmer die ersten Gäste.

Noch bevor Teal den Kopf drehte, wußte er genau, daß der Salon und das Wohnzimmer dort lagen, wo sie sich eigentlich gar nicht befinden konnten.

»Wirklich hübsch, das muß ich zugeben«, stellte Mrs. Bailey anerkennend fest, »und die Küche ist geradezu phantastisch - obwohl ich nie gedacht hätte, daß in einem Haus dieser Größe im ersten Stock soviel Platz sein würde. Aber manche Änderungen sind natürlich unvermeidlich. Wenn wir das Sofa hierher stellen, damit die ...«

»Halt die Klappe, Mathilda«, unterbrach Bailey sie grob. »Was hältst du davon, Teal?«

»Homer Bailey! Wie kommst du dazu, mir ...«

»Halt die Klappe, habe ich gesagt. Na, Teal?«

Der Architekt zuckte unbehaglich mit den Schultern. »Das sage ich lieber noch nicht. Kommt, wir gehen weiter hinauf.«

»Wie denn?«

»So.« Teal drückte auf einen Knopf; die nächste Treppe senkte sich herab. Sie stiegen hinauf, ohne auf Mrs. Bailey zu achten, die ihnen schimpfend folgte, und befanden sich im Schlafzimmer. Auch hier waren die Vorhänge wie im ersten Stock geschlossen, aber die indirekte Beleuchtung wurde automatisch eingeschaltet. Teal drückte sofort auf den Knopf für die nächste Treppe, und sie eilten in das Arbeitszimmer hinauf.

»Hör zu«, schlug Bailey vor, als er Atem geschöpft hatte, »können wir aufs Dach über diesem Raum hinaus? Dann könnten wir uns umsehen.«

»Klar - dort oben befindet sich eine Beobachtungsplattform.« Sie stiegen die vierte Treppe hinauf, aber als die Abdeckung sich hob, um sie die nächste Ebene betreten zu lassen, standen sie nicht auf dem Dach - sondern in dem Raum im Erdgeschoß, durch den sie das Haus betreten hatten.

Mr. Bailey wurde blaß. »Alle Heiligen, helft mir!« rief er. »In diesem Haus spukt es. Komm, wir bleiben keine Sekunde länger hier!« Er zog seine Frau hinter sich her, riß die Haustür auf und stürmte hinaus.

Teal war zu beschäftigt, um auf ihren Abgang zu achten. Er überlegte noch, ob er seinen fünf Sinnen trauen sollte, als er irgendwo über sich Rufe hörte. Er ließ die Treppe herab und eilte nach oben. Bailey stand in dem mittleren Raum über seine Frau gebeugt, die ohnmächtig geworden war. Teal lief zur

Hausbar und kam mit einem Glas Kognak zurück, das er Bailey gab. »Da - das hilft bestimmt.«

Bailey trank den Kognak. »Der war für deine Frau«, sagte Teal.

»Schon gut«, knurrte Bailey. »Hol ihr noch einen.« Teal war vorsichtig genug, erst selbst einen zu kippen. Als er mit dem Glas zurückkam, schlug Mrs. Bailey eben die Augen auf.

»Hier, Mrs. Bailey«, beruhigte er sie. »Das hilft Ihnen auf die Beine.«

»Ich trinke nie Alkohol«, protestierte sie - und leerte das Glas in einem Zug.

»Was ist eigentlich passiert?« erkundigte Teal sich. »Ich dachte, ihr wärt gegangen.«

»Das wollten wir auch! Wir sind aus der Haustür getreten und waren plötzlich hier oben ...«

»Unmöglich! Hm, Augenblick.« Teal ging in den Salon. Dort stand das große Fenster offen. Er sah vorsichtig hinaus und hatte nicht die kalifornische Landschaft, sondern den Raum im Erdgeschoß vor sich - oder eine täuschend ähnliche Nachbildung. Er ging schweigend zur Treppe. Der Raum lag unter ihm. Irgendwie brachte er es fertig, gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten auf zwei Ebenen zu sein.

Teal kam in den mittleren Raum zurück, ließ sich den Baileys gegenüber in einen Sessel fallen und zog die knöchigen Knie hoch. »Homer«, begann er, »weißt du eigentlich, was passiert ist?«

»Nein, das weiß ich nicht - aber wenn ich es nicht bald erfahre, passiert ein Unglück!«

»Homer, meine Theorien sind bestätigt. Dieses Haus ist ein echter Tesserakt.«

»Was meint er, Homer?«

»Warte, Mathilda ... nein, das ist lächerlich, Teal. Du hast dir diesen Streich ausgedacht, um uns zu ängstigen. Aber das lassen wir uns nicht gefallen, verstehst du? Wir wollen hinaus!«

»Du kannst nur für dich sprechen, Homer«, warf seine Frau ein. »Ich habe keine Angst gehabt; mir war nur ein bißchen komisch. Das liegt in der Familie - wir sind alle zart und empfindlich. Was ist also mit diesem Tesserding, Mr. Teal? Los, reden Sie schon!«

Teal erklärte ihr, so gut er das wegen zahlreicher Unterbrechungen konnte, auf welcher Theorie die Konstruktion des Hauses beruhte. »Wie ich jetzt sehe, Mrs. Bailey«, schloß er, »war dieses Haus, das in drei Dimensionen völlig stabil ist, in vier Dimensionen bedauerlicherweise labil. Ich hatte es als aufgeklappten Tesserakt gebaut, aber irgendein heftiger Stoß hat bewirkt, daß es zusammenklappte.« Er schnalzte plötzlich mit den Fingern. »Ich hab's - das Erdbeben!«

»Erdbeben?«



»Ja, ja, der kleine Erdstoß von heute nacht. Vom vierdimensionalen Standpunkt aus war das Haus so labil, daß ein Stoß genügte, um es zu einer stabilen dreidimensionalen Figur zusammenfallen zu lassen.«

»Ich dachte, Sie hätten vorhin erwähnt, wie sicher dieses Haus ist...«

»Das ist es auch - dreidimensional.«

»Ich nenne ein Haus aber nicht sicher«, stellte Bailey aufgebracht fest, »das beim ersten Stoß umfällt.«

»Sieh dich doch um!« protestierte Teal. »Nichts ist verändert, kein Stück Porzellan ist angeknackst. Die Rotation durch die vierte Dimension beeinflusst eine dreidimensionale Konfiguration überhaupt nicht. Ihr hättet nichts davon gemerkt, wenn ihr hier geschlafen hättet.«

»Das fürchte ich eben! Ist dir übrigens schon eingefallen, wie wir hier wieder herauskommen?«

»Was? Oh, ganz recht. Ihr wolltet gehen und seid leider hier oben gelandet, nicht wahr? Aber es gibt bestimmt eine Möglichkeit - wir sind hereingekommen, wir können hinaus. Ich werde es gleich versuchen.« Er eilte die Treppe hinab, riß die Haustür auf, trat über die Schwelle - und stand den Baileys im ersten Stock des Hauses gegenüber. »Hmm, das scheint ein gewisses Problem zu sein«, gab er zu. »Aber wir können noch immer durch ein Fenster hinaus.« Er trat an die großen Fenstertüren des Salons und zog den Vorhang zurück. »Hmm«, meinte er dann, »interessant, sehr interessant.«

»Warum?« fragte Bailey und kam näher.

»Darum!« Das Fenster führte genau ins Speisezimmer statt ins Freie. Bailey ging rückwärts bis zu der Ecke, wo Salon und Speisezimmer in einem Winkel von neunzig Grad an den zentralen Raum anstießen.

»Aber das ist doch unmöglich!« protestierte er. »Das Fenster ist fünf, sechs Meter vom Speisezimmer entfernt.«

»Nicht in einem Tesserakt«, verbesserte Teal ihn. »Paß auf!« Er öffnete das Fenster, trat hindurch und sprach dabei über seine Schulter hinweg mit Bailey.

Von den Baileys aus verschwand er einfach.

Aber nicht von seinem eigenen Standpunkt aus. Er brauchte einige Sekunden, um wieder zu Atem zu kommen. Dann arbeitete er sich mühsam aus einem Rosenbeet hervor, faßte den Entschluß, nie wieder Gärten mit Rosen anlegen zu lassen, und sah sich um.

Er befand sich außerhalb des Hauses. Die massigen Mauern des Erdgeschosses ragten neben ihm auf. Offenbar war er vom Dach gefallen.

Teal lief ums Haus, riß die Tür auf und rannte in den ersten Stock.

»Homer!« rief er. »Mrs. Bailey! Ich habe einen Ausgang entdeckt!«

Bailey wirkte eher wütend als erleichtert. »Wo hast du gesteckt?« wollte er

wissen.

»Ich bin hinaus gefallen. Ich war draußen. Das könnt ihr auch - ihr braucht nur durch diese Fenstertür zu gehen. Aber paßt auf die Rosen auf, solange wir noch keine Treppe gebaut haben.«

»Wie bist du wieder hereingekommen?«

»Durch die Haustür.«

»Dann gehen wir dort hinaus. Komm, Liebste.« Bailey setzte sich seinen Hut auf und marschierte mit seiner Frau die Treppe hinunter.

Teal erwartete sie im Salon. »Ich hätte euch sagen können, daß das nicht klappen würde«, behauptete er. »Aber ich habe mir die Sache inzwischen überlegt: Wie ich sehe, hat ein dreidimensionaler Mensch in einem vierdimensionalen Haus jeweils zwei Möglichkeiten zur Wahl, wenn er eine Verbindungslinie wie eine Mauer oder eine Schwelle überquert. Normalerweise biegt er im rechten Winkel durch die vierte Dimension ab, obwohl er das in der dritten nicht spürt. Seht her!« Er trat durch die gleiche Fenstertür wie vorhin. Aber diesmal fiel er nicht, sondern tauchte im Speisezimmer auf.

»Ich habe auf den Weg geachtet und bin dort angekommen, wohin ich wollte.« Teal kam in den Salon zurück. »Vorher habe ich nicht aufgepaßt und bin im Normalraum aus dem Haus gefallen. Das scheint eine Frage der unbewußten Orientierung zu sein.«

»Ich möchte aber nicht von unbewußter Orientierung abhängig sein, wenn ich die Morgenzeitung hereinhole!«

»Das geht später ganz automatisch«, beruhigte Teal ihn. »Wenn Sie das Haus verlassen wollen, Mrs. Bailey, brauchen Sie sich nur mit dem Rücken zu diesem Fenster zu stellen und hinaus zu springen. Ich bin davon überzeugt, daß Sie im Garten landen werden.«

Mrs. Baileys Gesichtsausdruck zeigte, was sie von Teal und seinen Ideen hielt. »Homer Bailey«, keifte sie, »willst du etwa zulassen, daß ich ...«

»Wir können Sie natürlich auch anseilen und ...«

»Schlage dir das aus dem Kopf, Teal«, unterbrach Bailey ihn.

»Wir müssen eine bessere Möglichkeit finden. Meine Frau und ich springen nicht aus Fenstern.«

Teal dachte angestrengt nach, bis Bailey das folgende Schweigen mit der Frage unterbrach: »Hast du das gehört, Teal? Irgendwo hat jemand gesprochen. Glaubst du, daß andere Leute im Hause sind und uns Streiche spielen?«

»Ausgeschlossen! Ich habe alle Schlüssel.«

»Aber ich bin davon überzeugt«, warf Mrs. Bailey ein. »Ich habe die Stimmen gleich gehört. Homer, das halte ich nicht aus. Tu endlich etwas!«

»Nur keine Aufregung, Mrs. Bailey«, beschwichtigte Teal sie. »Hier kann

sonst niemand sein, aber ich sehe trotzdem gleich nach. Homer, du bleibst bei deiner Frau und beobachtest die Zimmer im ersten Stock.« Er ging aus dem Salon ins Erdgeschoß und von dort aus durch die Küche ins Schlafzimmer weiter. Dadurch kam er auf geradem Wege in den Salon zurück - er war immer geradeaus gegangen und befand sich nun wieder am Ausgangspunkt.

»Niemand da«, berichtete er. »Ich habe alle Fenster und Türen geöffnet - nur das hier nicht.« Er trat an das Fenster, das der Fenstertür, durch die er vorhin gefallen war, genau gegenüberlag, und zog den Vorhang zurück. Teal sah vier Räume weiter einen Mann stehen, der ihm den Rücken zukehrte. Er riß das Fenster auf, kletterte hindurch und rief dabei: »Da ist er! Haltet den Dieb!«

Der Mann schien ihn gehört zu haben; er floh eilig. Teal verfolgte ihn durch Wohnzimmer, Küche, Speisezimmer, Salon... durch Raum nach Raum, ohne ihn einholen zu können. Der Vorsprung des anderen betrug immer vier Räume.

Er sah den Verfolgten ungelent durch ein Fenster klettern, wobei er seinen Hut verlor. Als er diese Stelle erreichte, hob er die Kopfbedeckung auf und war froh, endlich Atem schöpfen zu können. Er stand wieder im Salon.

»Der Kerl ist mir entwischt«, gab er zu. »Aber ich habe seinen Hut. Vielleicht können wir ihn dadurch identifizieren.«

Bailey betrachtete den Hut, schnaubte verächtlich und setzte ihn Teal auf. Der Hut paßte. Teal nahm ihn verwirrt ab, sah hinein und entdeckte das Monogramm Q. T. auf dem Schweißband. Der Hut gehörte ihm.

Teal ging ein Licht auf. Er trat wieder an das Fenster, sah in die gleiche Richtung und schien dabei Winksignale mit den Armen zu geben. »Was tust du da?« wollte Bailey wissen.

»Seht euch das an!« Die Baileys kamen heran und folgten seinem Blick. Vier Räume weiter sahen sie drei Gestalten von hinten: zwei Männer und eine Frau. Der größere hagere Mann wedelte komisch mit den Armen, Mrs. Bailey kreischte und fiel wieder in Ohnmacht.

Einige Minuten später, als Mrs. Bailey wiederbelebt und beruhigt worden war, diskutierten Bailey und Teal die Lage. »Ich möchte dir jetzt keine Vorwürfe machen, Teal«, sagte Bailey. »Sie wären zwecklos, und ich bin davon überzeugt, daß du das alles nicht vorausgesehen hast. Aber du siehst doch ein, wie ernst unsere Situation ist? Wie sollen wir wieder hinauskommen? Wahrscheinlich müssen wir hier verhungern, denn jeder Raum führt in einen anderen.«

»Du bist zu pessimistisch, Homer. Ich war doch schon einmal im Freien.«

»Ja, aber du kannst den Trick nicht wiederholen!«

»Außerdem haben wir es noch nicht mit allen Zimmern versucht. Ich denke

dabei auch an das Arbeitszimmer ...«

»Glaubst du, daß wir dort durch die Fenster hinaus könnten?«

»Wer weiß? Mathematisch müßten sie zu den vier Nebenräumen dieses Stockwerks führen. Aber wir haben die Vorhänge noch nicht geöffnet; vielleicht sollten wir das einmal tun.«

»Meinetwegen. Liebste, du bleibst am besten hier und ruhst dich aus, während wir ...«

»Ich soll hier allein bleiben! Kommt nicht in Frage!« Mrs. Bailey war plötzlich wieder auf den Beinen.

»Sie gingen ins Arbeitszimmer hinauf. Teal trat an das nächste Fenster.

»Schön, sehen wir also hinaus. Theoretisch müßten wir die Küche vor uns haben.« Er zog an der Schnur; der Vorhang glitt zur Seite.

Das Fenster führte nicht in die Küche hinaus. Ein Blick genügte, um sie schwindlig werden zu lassen, denn sie sahen nicht hinaus, sondern aus großer Höhe hinab. Teal brachte es mit gewaltiger Anstrengung fertig, den Vorhang wieder zu schließen.

Mrs. Bailey war erneut ohnmächtig geworden.

Teal holte Kognak, während Bailey sich um sie bemühte. Als sie zu sich gekommen war, ging er an das Fenster und schob den Vorhang etwas zur Seite. Dann winkte er Bailey heran. »Sieh dir das an, Homer. Erkennst du das?«

»Du bleibst hier, Homer Bailey!«

»Ich bin ganz vorsichtig, Mathilda.« Bailey trat neben Teal. »Siehst du die Wolkenkratzer? Das ist das Chrysler Building. Und dort liegen Hast River und Brooklyn.« Die beiden Männer sahen an der Außenwand eines Gebäudes herab, das nur das Empire State Building sein konnte. Unter ihnen erstreckten sich die Häuserschluchten New Yorks.

»Was ist das?« fragte Bailey. »Eine Luftspiegelung?«

»Nein, dazu sind alle Details zu perfekt. Ich glaube, daß der Raum hier in der vierten Dimension gefaltet ist - und wir sehen an der Falte vorbei.«

»Wir sehen New York also nicht wirklich?«

»Doch, wir sehen es! Ich weiß nicht, was passieren würde, wenn wir aus dem Fenster klettern würden, aber ich möchte es nicht versuchen. Diese Aussicht! Fabelhaft! Komm, wir sehen auch aus den anderen Fenstern.«

Sie näherten sich dem nächsten Fenster mit gebührender Vorsicht. Diesmal sahen sie ein offenes Meer unter blauem Himmel - aber das Wasser war oben und der Himmel unten. Teal und Bailey wurden bei diesem Anblick fast seekrank und schlossen rasch den Vorhang, bevor Mrs. Bailey reagieren konnte.

Teal sah zu dem dritten Fenster hinüber. »Hast du noch Mut, Homer?«

»Hmm ... na, wir finden doch keine Ruhe, wenn wir es nicht versuchen.

Aber sei vorsichtig!« Teal schob den Vorhang zur Seite und sah nichts. Er öffnete ihn weiter - noch immer nichts. Er zog ihn langsam ganz auf. Sie sahen - nichts. Vor dem Fenster erstreckte sich ein formloses, farbloses Nichts.

Bailey nahm seine Zigarette aus dem Mund. »Wie erklärst du dir das, Teal?«

Teals Gelassenheit hatte einen erheblichen Knacks bekommen. »Dafür habe ich keine Erklärung Homer. Aber ich glaube, daß es besser wäre, dieses Fenster zuzumauern. «Er starrte den geschlossenen Vorhang an. »Wahrscheinlich haben wir einen Teil des vierdimensionalen Raumes gesehen, der überhaupt nicht existiert. Wir haben um eine Ecke gesehen - aber dort war gar nichts.« Er rieb sich die Augen. »Ich habe Kopfschmerzen.«

Sie warteten einige Zeit, bevor sie es mit dem vierten Fenster versuchten. Bailey öffnete den Vorhang selbst, obwohl seine Frau dagegen protestierte. Es war nicht so schlimm. Vor ihnen erstreckte sich eine Landschaft in der gleichen Höhe mit dem Fenster des Arbeitszimmers. Aber die Szenerie war entschieden unfreundlich.

Eine heiße Sonne brannte aus dem grauen Himmel herab. Der Erdboden war ausgedörrt, sandig und steril. Die einzigen Pflanzen waren knorrige Bäume mit spitzen Blättern an den äußersten Enden ihrer Zweige.

»Wo ist das?« fragte Bailey erstaunt.

Teal zuckte schweigend mit den Schultern.

»Das sieht gar nicht wie die Erde aus. Vielleicht ist es der Mars.«

»Keine Ahnung, Homer. Aber vielleicht ist alles noch schlimmer. Vielleicht liegt das gar nicht mehr in unserer Galaxis. Ich weiß nicht, ob das unsere Sonne ist. Sie kommt mir zu hell vor.

Mrs. Bailey war zögernd herangekommen und betrachtete jetzt die fremdartige Landschaft. »Homer«, sagte sie leise, »ich fürchte mich vor diesen scheußlichen Bäumen.«

Er tätschelte ihre Hand.

Teal trat näher an das Fenster heran.

»Was hast du vor?« wollte Bailey wissen.

»Ich stecke den Kopf ins Freie - vielleicht sehe ich dann mehr.«

»Gut, meinetwegen«, stimmte Bailey zu. »Aber sei vorsichtig!«

Teal öffnete das Fenster einen Spalt weit und atmete prüfend ein. »Na, wenigstens die Luft ist in Ordnung.« Er öffnete das Fenster ganz.

Bevor er seine Absicht verwirklichen konnte, wurde er abgelenkt. Ein leichtes Zittern lief durch das Haus und klang wieder ab.

»Ein Erdbeben!« sagten sie alle gleichzeitig. Mrs. Bailey umklammerte schluchzend ihren Mann.

»Nur keine Aufregung, Mrs. Bailey!« sagte Teal. »In diesem Haus sind Sie völlig sicher. Das war nur ein harmloses Nachbeben.« Er hatte eben ein beruhigendes Gesicht gemacht, als der zweite Stoß kam, der die Wände schwanken ließ.

In jedem Kalifornier schlummert ein Reflex, der ihn dazu bringt, bei einem Erdbeben um jeden Preis ins Freie zu streben. In diesem Fall landeten Teal und Bailey auf Mrs. Bailey, die offenbar als erste aus dem Fenster gesprungen war. Diese Reihenfolge beruhte sicher nicht auf der Höflichkeit der beiden Gentlemen; wir müssen vielmehr annehmen, daß Mrs. Bailey sich nur in günstigerer Ausgangsposition befand.

Sie rappelten sich auf, rieben sich Sand aus den Augen und waren froh, festen Boden unter den Füßen zu haben. Dann merkte Bailey etwas, das selbst Mrs. Bailey sprachlos machte.

»Wo ist das Haus?«

Es war spurlos verschwunden. Sie standen inmitten der trostlosen Landschaft, die sie vom Fenster aus gesehen hatten. Bailey sah sich um und wandte sich dann an den Architekten. »Wie erklärst du dir das?« fragte er drohend.

Teal zuckte hilflos mit den Schultern. »Vorläufig gar nicht«, gab er zu. »Ich weiß nicht einmal, ob wir noch auf der Erde sind.«

»Hier können wir nicht stehenbleiben«, entschied Bailey. »Welche Richtung, Teal?«

»Irgendeine. Wir müssen uns nach dem Sonnenstand orientieren.«

Sie hatten eine größere Strecke zurückgelegt, als Mrs. Bailey rasten wollte.

Teal nahm Bailey beiseite und fragte: »Ist dir schon etwas eingefallen?«

»Nein, noch nichts ... Sag mal, hörst du das?«

Teal nickte. »Ein Auto - falls wir nicht schon phantasieren.«

»Das ist ein Auto!« versicherte Bailey ihm.

Bis zur Straße waren es weniger als hundert Meter. Das Auto kam heran und erwies sich als ein alter Lieferwagen mit einem Rancher am Steuer. Der Fahrer hielt, als sie winkten. »Wir liegen hier fest. Können Sie uns mitnehmen?«

»Klar. Steigt nur ein!«

»Wohin fahren Sie?«

»Los Angeles.«

»Los Angeles? Wo sind wir hier überhaupt?« »Mitten im Yucca-Nationalpark.«

Ihre Rückkehr war so entmutigend wie Napoleons Rückzug aus Moskau. Mr. und Mrs. Bailey saßen vorn neben dem Fahrer, während Teal auf der offenen Ladefläche hockte, kräftig durchgeschüttelt wurde und seinen Kopf vor der Sonne zu schützen versuchte. Bailey gab dem freundlichen Rancher

ein Trinkgeld, damit er einen Umweg zu dem Tesseract-Haus machte - aber nicht etwa, weil sie es wiedersehen wollten, sondern um ihren dort geparkten Wagen zu holen.

Schließlich bog der Lieferwagen um die Ecke, hinter der ihr Abenteuer begonnen hatte. Aber das Haus stand nicht mehr dort.

Selbst der Erdgeschoßraum war nicht mehr zu sehen. Er schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Die Baileys stocherten gemeinsam mit Teal im Fundament herum.

»Kannst du dir das erklären, Teal?« fragte Bailey.

»Ich nehme an, daß das Haus bei dem letzten Stoß einfach in einen anderen Raum gefallen ist. Offenbar hätte ich es besser im Fundament verankern sollen.«

»Das ist nicht alles, was du hättest tun sollen!«

»Hör zu, ich sehe nicht ein, weshalb du so deprimiert bist. Das Haus war versichert, und wir haben Erstaunliches gelernt. Stell dir die Möglichkeiten vor, Mann, diese Möglichkeiten! Ich habe schon jetzt eine Idee, wie man ein revolutionäres neuartiges Haus bauen kann, das ...«

Teal duckte sich rechtzeitig, so daß Baileys Schwinger ihn verfehlte.

Scan by  
**Hirsel3D**  
[Hirsel3d@gmx.net](mailto:Hirsel3d@gmx.net)  
09.April.2002  
(Finereader 5.0 Pro – HP Scanjet 4400C)

Korrektur by  
**Vlad**

## E-Book – Version 1.0

Klappentext :

### HEINLEIN X 5

Fünf Leckerbissen der Science Fiction und Fantasy

Die Söhne des Vogels

Ein Mann, der an  
Gedächtnisschwund leidet,  
bestimmt über die Zukunft des  
Planeten Erde.

Entführung in die Zukunft

Ein Zeitagent begegnet sich  
selbst und kreiert das absolute  
Zeitparadoxon.

Sie

Ein Mann stellt die Existenz  
seiner Umwelt in Frage und  
erkennt die schreckliche  
Wahrheit.

Unsere schöne Stadt

Ein Journalist, der die Korruption  
bekämpft, findet einen seltsamen  
Verbündeten.

Das 4-D-Haus

Ein Architekt baut ein Haus, das  
überall und nirgends ist.